

# **Badische Landesbibliothek Karlsruhe**

**Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe**

## **Badische Presse. 1890-1944 1932**

543 (19.11.1932) Abendausgabe



# Badische Presse

und  
Neue Badische Presse Handels-Zeitung Badische Landeszeitung

Verbreitetste Zeitung Badens

Karlsruhe, Samstag, den 19. November 1932.

Eigentum und Verlag von  
: Ferdinand Thiergarten :  
: Prekgelellig verantwortlich: Für Politik:  
: A. Kimmia: für badische Nachrichten:  
: Dr. C. Schenck: für Kommunalpolitik:  
: A. Binder: für Lokales und Sport:  
: K. Bolberamer: für das Reichstheater:  
: M. Köhler: für Ober und Konser:  
: Christ. Gerke: für den Handelsteil:  
: Fritz Feld: für die Anzeigen: Ludwig  
: Weindl: alle in Karlsruhe (Baden).  
: Berliner Redaktion: Dr. Kurt Reiner.  
: Fernsprecher: 4050, 4051, 4052, 4053, 4054.  
: Hauptgeschäftsstelle: Kaiserstraße  
: Nr. 80 a. — Postcheckkonto: Karlsruhe  
: Nr. 8350. — Beilagen: Volk und  
: Heimat / Literarische Umschau / Roman-  
: Blatt / Sportblatt / Brauer-Zeitung /  
: Reise u. Bäder-Zeitung / Landwirtschaft,  
: Gartenbau / Karlsruher Vereins-Zeitung.

Verlagspreis: Frei Haus monatlich 2.90 RM  
im Voraus, im Verlag oder in den  
Zustellstellen abgeholt 2.90 RM. Durch  
die Post bezogen (einmal täglich) mo-  
natlich 2.10 RM einschließlich 42 Pf. Zustellgeld.  
Einzelpreise: Werktags-Nummer 10 Pf.,  
Sonntags-Nummer und Feiertags-  
nummer 15 Pf. — Im Fall höherer  
Preise, Streit, Auslieferung und  
sonstiger Besizer keine Ansprüche bei  
Verkauf oder Minderheiten der  
Zeitung. — Abbestellungen können nur  
schriftlich bis zum 25. des Monats auf den  
Monats-Vertrag angenommen werden.  
Anzeigenpreise: Die Nonpareille-Beile  
0.40 RM. Stellen, Welaue, Familien-  
und Gesellschafts-Anzeigen aus Baden  
ermäßigter Preis. — Nekrolog-Beile  
0.20 RM. an erster Stelle 2.50 RM.  
Bei Wiederholung tarifmäßiger Rabatt,  
bei der Mittelabnahme des Beiles, bei  
sonstiger Vereinfachung und bei Kon-  
zessionen außer Kraft tritt. Erläuterungs-  
ort und Gerichtsstand in Karlsruhe.

## Hitler bei Hindenburg.

Fortsetzung der Parteiführerbefprechung. / Keine Verlautbarung über das Ergebnis.

m. Berlin, 19. Nov. (Drahtmeldung unserer Berliner Schrift-  
leitung.) Die Wilhelmstraße zeigte bereits in den frühen  
Morgensstunden das Bild eines großen Tages. Viele  
hundert Neugierige, zum Teil Nationalsozialisten, hatten sich  
eingefunden, um der Anfuhr Adolf Hitlers beizuwohnen, der  
um 11.30 Uhr zum Reichspräsidenten von Hindenburg  
gebeten war.

Hitler hat in allerhöchster Nähe der Wilhelmstraße im Hotel  
Kaiserhof sein Quartier bezogen. Hier herrschte schon am Abend  
vor Hochbetrieb. Hitler empfing eine große Anzahl von Gästen,  
unter denen sich auch einige bekannte Politiker befanden. Der Un-  
terhaltung mit dem Reichspräsidenten ging ein Besuch des Reichs-  
stagspräsidenten Goehring im Büro des Reichspräsidenten  
voraus, der offenbar der Vorbereitung der Unterhaltung galt.  
Zur selben Stunde weilte noch Gerhard Hauptmann beim  
Reichspräsidenten. Kurz vor 12 Uhr verließ er die Reichskanzlei,  
in der zur Zeit Herr von Hindenburg wohnt. Wenige Minuten  
später verließ auch der Reichstagspräsident Goehring wieder das  
Gebäude.

Bald darauf kam das Auto Hitlers in Sicht. Hitler sah neben  
seinem Chauffeur, während im Wagen die Herren Fried und Stra-  
ker Platz genommen hatten. Seine Anhänger brachen in fröhliche  
Schreie aus. Sie trömten von dem Bürgersteig auf die Fahrbahn  
und umringten das Auto. Die Polizei, die in Stärke  
uniger Ueberfallkommandos erschienen war, war vollkommen macht-  
los. Es gelang dem Chauffeur nur mit Mühe, in den Vorhof der  
Reichskanzlei einzufahren. Die Türen mußten sofort abgeschlossen  
werden, weil die Nationalsozialisten nachzweilen versuchten. Die  
Polizei konnte nun erst dazu übergehen, die Straße wieder freizuma-  
chen. Die Hauptmasse der Zuschauer blieb jedoch vor der Reichs-  
kanzlei, um auch der Abfuhr Hitlers beizuwohnen.

Die Unterhaltung zwischen dem Reichspräsidenten von Hin-  
denburg und dem Führer der Nationalsozialisten Hitler hat  
etwas mehr als eine Stunde gedauert. Zunächst hat eine Aus-  
sprache unter vier Augen stattgefunden. Dann hat der  
Reichspräsident seinen Staatssekretär Meißner hinzugezogen.

Hitler hat in einem längeren Vortrag seine Auffassung zur poli-  
tischen Lage dargelegt. Der Reichspräsident hat bereits auf verschie-  
dene Punkte erwidert. Die Unterhaltung ist nach etwa 1/2 Uhr be-  
endet worden. Sie ist aber noch keineswegs abgeschlossen, sondern soll  
in der nächsten Woche fortgesetzt werden.

Um 12.40 Uhr verließ Hitler die Reichskanzlei. Er wurde  
wiederum von seinen Parteifreunden mit lebhaften Kundgebungen  
begleitet. Vor dem Hotel Kaiserhof sammelten sich dann noch mehrere  
tausend Nationalsozialisten an, die lange Zeit hindurch in Schreie  
ausbrachen und die auch das Deutschlandlied und das Horst-Weisel-  
Lied sangen.

Der Reichspräsident hat den anderen Parteiführern gegenüber  
die Laktik verfolgt, daß er sich im wesentlichen darauf beschränkt hat,  
ihren Vortrag anzuhören. Er ist vermutlich Hitler gegen-  
über ähnlich verfahren. Für den Weitergang der Verhandlungen  
wird viel davon abhängen, in welcher Form Hitler seine Wünsche  
vorträgt. Denn wenn er an die Spitze die Forderung nach  
der Übernahme des Reichskanzleramtes gestellt hat, die der  
Reichspräsident als einen Eingriff in seine Rechte  
ablehnt, könnte der Versuch einer Heranziehung der National-  
sozialisten schon in den Anfängen scheitern. Nach den Andeutungen  
in der nationalsozialistischen Presse aber besteht doch der Eindruck,  
daß die Nationalsozialisten diesmal das sachliche Moment mehr in  
den Vordergrund stellen. Sachlich wird Hitler wohl davon ausgehen,  
daß er dem Reichspräsidenten die Gefahr, die von dem Marxismus  
her droht, sehr eindringlich vor Augen führt, unter besonderem  
Hinweis auf die Bemühungen einer Annäherung

zwischen Kommunisten und Sozialdemokraten, und  
daß er auf dieser Grundlage die Pläne entwickelt, mit denen der  
Nationalsozialismus der Schwierigkeiten Herr zu werden hofft.  
Bei einer solchen Taktik wäre wenigstens die Bahn für die  
weiteren Verhandlungen frei, und wir nehmen an, daß dann der  
Reichspräsident die Parteiführer bitten wird, sich in der kommenden  
Woche zusammenzusetzen, um durch unmittelbare Aus-  
sprache eine Verständigung über ihre Wünsche zu versuchen.

### Optimistische Beurteilung der Aussprache.

Berlin, 19. Nov. Ueber die Aussprache Adolf Hitlers mit  
dem Reichspräsidenten wird strenges Stillschwei-  
gen bewahrt, doch wird betont, daß der Verlauf ein außer-  
ordentlich freundschaftlicher war. In Berliner politi-  
schen Kreisen glaubt man zu einem gewissen Optimismus in der  
Frage des Zustandekommens der nationalen Konzentra-  
tion berechtigt zu sein. Der Reichspräsident hat zunächst noch nie-  
mand beauftragt, die Verhandlungen zwischen den Parteien zu lei-  
ten. Man nimmt aber an, daß Hitler als Führer der  
größten Partei von sich aus die Initiative ergreifen  
wird, um die Aussprache zwischen den verschiedenen Parteien in  
Gang zu bringen. Etwa Dienstaag der kommenden Woche dürfte  
sich dann der Reichspräsident erneut über den Stand dieser Verhand-  
lungen unterrichten lassen.

### Wer wird Papens Nachfolger?

Das große Rätselraten.

m. Berlin, 19. Nov. (Drahtmeldung unserer Berliner Schrift-  
leitung.) Das große Rätselraten, wer als Nachfolger Papens  
die Bildung der künftigen Regierung übernehmen soll, wird in allen  
politischen Kreisen eifrig fortgesetzt, obwohl es vorläufig eigentlich  
doch sinnlos ist, weil die Bildung des Kabinetts ganz davon ab-  
hängen wird, wie die Verhandlungen mit den Parteien gehen.

Der Reichspräsident ist sich vermutlich vorläufig selbst  
noch nicht darüber klar, wen er heranzuziehen gedenkt. Nur das eine  
scheint nach dem augenblicklichen Stand ziemlich sicher, daß v. Papen  
selbst kaum wiederkommen wird. Im übrigen aber hängt alles davon  
ab, ob nicht zuletzt die Nationalsozialisten auf der Kandidatur Hitlers  
bestehen. Das Zentrum propagiert den Gedanken einer  
mehr unpolitischen Persönlichkeit, der, soweit wir wissen, auch dem  
Reichspräsidenten selbst zunächst vorschwebt. Vielleicht ist es darauf  
zurückzuführen, daß der Name des Generals v. Schleicher wieder  
mehr in den Vordergrund rückt. Herr v. Schleicher hat ja schon im  
Zuk der Bepredungen mit den Nationalsozialisten stark gefördert,  
hat sich aber dann nachher zurückgehalten und sich erst in den letzten  
Tagen wieder etwas mehr eingelassen. So wäre es denkbar, daß der  
Reichspräsident den General v. Schleicher beauftragt, wenn die gro-  
ßen Parteien sachlich einander näher gekommen sind. Aber zur  
Stunde bleibt es noch völlig verfrüht, darüber zu sprechen.

### Neuregelung der Berliner Bezirksverwaltung.

Berlin, 19. Nov. In der Berliner Stadtverordneten-  
versammlung fand am Freitagabend die Abstimmung über  
die geplante Neuregelung der Bezirksverwaltung,  
die u. a. eine Verringerung der Verwaltungsbezirke von 20 auf 9  
vorzieht, statt. Nachdem in umfangreichen Abstimmungen ein Teil  
der von den Fraktionen eingebrachten Änderungsanträge angenom-  
men worden war, wurde in der Schlussabstimmung die Vor-  
lage gegen die Stimmen der Deutschnationalen, des Zentrums, der  
Wirtschaftspartei und der Nationalsozialisten abgelehnt. Die  
Neuregelung wird nunmehr, wie seinerzeit von Dr. Braht ange-  
kündigt, durch die staatliche Aufsichtsbehörde erfolgen.

## Staat und Volk.

Probleme der deutschen Gegenwartspolitik.

Von

Reichsminister a. D. Dr. Geßler.

Die Aufspaltung unseres politischen Lebens in zahllose Heer-  
lager, die fast alle nur einen Teil des Gesamtbildes der Nation  
sehen oder doch für wichtig halten, der durch das Gegeneinander  
dieser Wichtigkeiten verursachte Kärm, die zahllosen Reibungen auf  
allen Wirkungsgebieten hindern den einzelnen Deutschen daran, zu  
einer Gesamtschau unserer nationalen Lebensnotwendigkeiten zu  
kommen. Das deutsche Volk ist vom Schicksal in die Mitte des troh  
aller Wandlungen immer noch führenden Erteils gestellt. Mitte und  
oft auch Mittler sein bedeutet aber auch immer Mittelpunkt ganz  
bestimmter Gefahrenzonen zu sein. Seine Verantwortung, in der  
Gutes und Schlechtes, Großes und Kleines — und Kleines —  
unvermittelt nebeneinander liegen, haben dem deutschen Volke wich-  
tige geistige Voraussetzungen für diese Schlüsselstellung in Europa  
gegeben, aber auch Hemmungen im Gefolge gehabt, die immer  
wieder seine Leistung gefährden. Dazu kommt, daß das Schicksal  
zum Schutze gegen die Gefahren der Weltlage, gegen die nun ein-  
mal naturgemäßen Gegenkräfte der anderen, die von allen Seiten  
herzudrängen, dem deutschen Volke den natürlichen Schutz der schon  
geographisch gesicherten Grenzen verliert. Deutschlands Offenheit  
nach allen Seiten hat immer wieder dieses Land der Mitte zum  
Schauplatz der gemaltamen Auseinandersetzungen gemacht und hat  
das deutsche Volk nicht zur geschlossenen Staatsbildung kommen  
lassen. Die geographische Lage des Deutschen Reiches und die  
geistige Lage des deutschen Volkes sind letzten Endes „schuld“ auch an  
der letzten großen Geschichtskatastrophe, die wir Weltkrieg nennen  
und die in nur äußerlich gewandelten Formen heute noch ihren  
Fortgang nimmt. Heute wie 1914 kämpft das deutsche  
Volk um seinen Lebensbestand. Gegen das deutsche Volk,  
nicht nur gegen den Staat oder gar gegen Staatsformen, wie eine  
bestimmte Zweckpropaganda des Krieges es glauben machen wollte,  
richtete und richtet sich der Kampf.

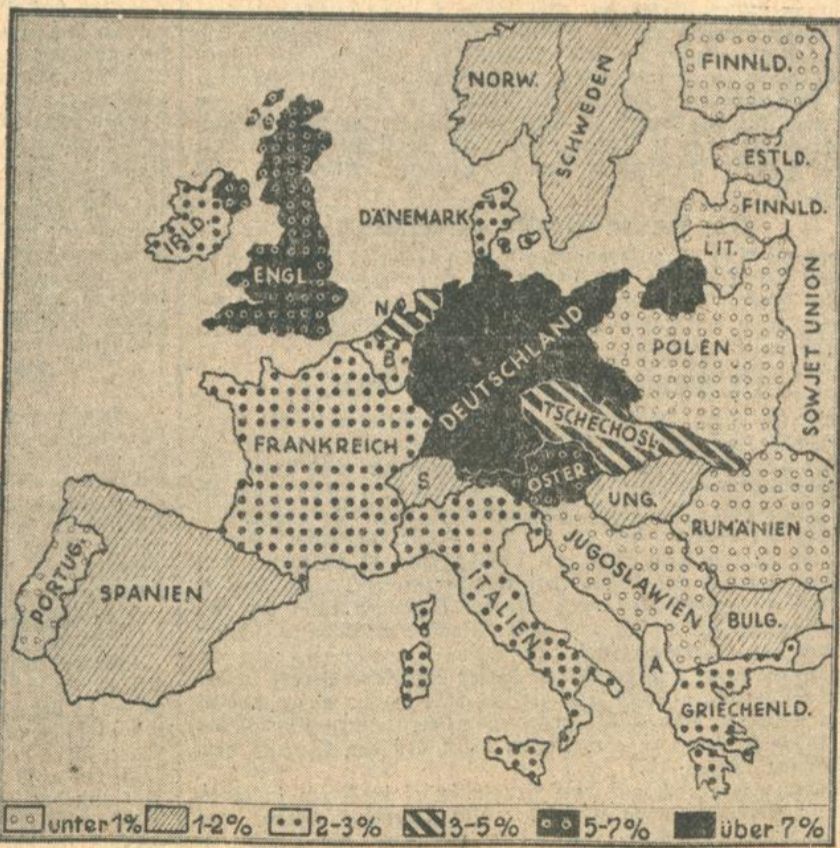
Auf zwei Feldern wird dieser von außen her geführte Kampf  
ausgetragen und vom Westen her, aus Frankreich, erfolgt die  
Bedrohung, mag auch rein äußerlich dieser und jener Schlag aus  
Belien oder der Tschechoslowakei oder sonst woher geführt werden.  
Dieser Kampf richtet sich gegen das Leben und den immer noch nicht  
abgedrosselten, im Gegenteil trotz aller Einengung heute lebendiger  
denn je sich regenden Geltungswillen des Deutschen Reiches, des  
deutschen Volkstums, den man uns in der Hoffnung auf die Ewig-  
keit seines Schattensdaseins noch gelassen hat. Der Kampf richtet sich  
auch ebenso gegen das Volk an sich, besonders dort, wo es äußere  
halb des deutschen Staates besonders ungeschützt und verwundbar ist,  
d. h. gegen das Auslanddeutschum, das ja einen Drittel des deutschen  
Gesamtvolktes ausmacht.

Der Kampf gegen das Deutsche Reich wird auf dem Felde der  
deutschen Außenpolitik abgewehrt. Wir haben die ersten Nachkriegs-  
abschnitte dieses Kampfes miterlebt und erleben seinen Fortgang  
täglich weiter. Die Befreiung von der fremden Okkupation ist  
wenigstens bis zum Abzug der äußeren und besonders sinnfälligen  
Zeugen dieser Besatzung, der fremden Truppen, durchgeführt. Be-  
stehen geblieben sind u. a. die in der Souveränität nach den ver-  
schiedensten Richtungen hin beschränkten Grenzlinien und die Inter-  
nationalisierung unserer Ströme. Befreit sind wir bis auf einen  
umstrittenen Restteil von der Tributlast, soweit sie offen als  
Erscheinung trat. Geblieben ist die geheime Tributlast,  
die wir uns in den Jahren des Versuches der Erfüllung als Ver-  
zinsung der Anleihen auferlegt haben und die in ihrem Ergebnis  
nicht weniger drückend ist als die äußere Tributlast, die man  
mit dem moralisch entwürdigenden Namen „Reparation“ bezeichnete.  
Nun ist der Kampf um die Wehrhoheit, das primitive Da-  
seinsrecht jedes freien Volkes, auf der ganzen Linie entbrannt. Das  
Reich hat für seine Forderungen die glückliche Formel des Ver-  
langens der Gleichberechtigung gefunden, die uns jede Freiheit der  
Entscheidung gibt, soweit sie von den anderen Mächten als eigene  
Verpflichtung übernommen wird. Auf dem weiten Felde der Außen-  
politik liegt der kommende Kampf um die Befreiung der untrag-  
baren territorialen Bestimmungen der Friedensbittate,  
um das Recht des Zusammenchlusses der deutschen Staaten in Mit-  
teleuropa, um eine erträgliche Grenzführung im Osten. Und aus  
diesem keineswegs nur negativen Zielsetzungen ergibt sich die grund-  
legende positive deutsche Aufgabe, die Mitarbeit an Aufbau  
eines neuen Europa, wie es den inneren Lebensgelegen der  
Staaten und Völker in ihren wechselseitigen Beziehungen entspricht.  
Dazu gehört neben der besonders wichtigen Herstellung geänder  
wirtschaftlicher Beziehungen die kulturelle Selbstbestim-  
mung der Nationen, das Lebensrecht auch der durch ihr  
Schicksal für immer in fremdnationale Staaten eingeschlossenen  
Volkgruppen.

Hier begegnet sich der auf dem staatlichen Felde der Außen-  
politik geführte Kampf um das Reich mit dem Kampfe um das  
deutsche Volk. Zunächst ist uns der Kampf für die deutschen und  
damit zugleich auch für alle anderen unter fremdherrschaftlicher Einengung  
liegenden Volkgruppen auf einer nicht sehr ausichtsreichen, unheim-  
lichen mit Recht immer unigmpathischer werdenden Ebene auf-  
gezwungen, auf der Plattform der Minderheitenrechte. Die  
Bestimmungen von Genf. Wir kennen die geistigen Grund-  
lagen dieser Bestimmungen aus sehr freimütigen Aeußerungen zu-  
früherer Tage. Man wollte mit diesen Bestimmungen das eigene Ge-  
wissen betäuben, als man sich beim Friedensschluß über das feier-  
lich versprochene Selbstbestimmungsrecht hinwegsetzte. Man wollte  
ein lautlos gemachtes Untergehen deutscher Volksminderheiten in dem  
Volkstum der Herrschaftstaaten, die nach der weltlichen Staatsauf-  
fassung selbstverständlich das Recht der Vereinheitlichung der Na-  
tionen haben. Dieser Einstellung entsprechen auch die bisherigen  
Erfolge des Kampfes um das Minderheitenrecht. Wir sind seit dem  
historischen Faustschlag Stresemanns auf dem Verhandlungstisch von  
Lugano so gut wie garnicht weitergekommen. Wir haben noch nicht  
einmal ein Verhandlungsverfahren über die Minderheitenbeschwer-  
den erreicht, das den Anklägern die Möglichkeit der Begründung und  
Meinungsanäherung in der Verhandlung gibt, geschweige denn einen  
ständigen Minderheitenauschuss.

Der Völkerverbund ist bisher nicht viel mehr als ein Papierkorb  
für die zahllosen Beschwerdedenkschriften und Anträge geworden, von  
denen nur ein lächerlicher Bruchteil überhaupt beantwortet worden  
ist. Als dann Deutschland in den Völkerverbund eintrat, hat man schnell  
noch die Bestimmung getroffen, daß ein Staat, der vollsmäßig der  
sich beschwerenden Partei verbunden ist, aus den Ausschlußverfahren

## Die Arbeitslosigkeit in Europa



Unsere Karte der europäischen Länder zeigt  
den Grad der Arbeitslosigkeit in  
Prozent der Bevölkerung der ein-  
zelnen Staaten. Die höchste Prozentziffer  
am meisten unter der politischen und ökonomi-  
schen Lage der letzten Jahrzehnte zu leiden  
haben kommen die reinen Agrar-  
staaten wie Portugal und Jugoslawien,  
die zwar ebenfalls schwer unter der all-  
gemeinen Krise leiden, wo jedoch bei der Land-  
bestellung noch immer ein Platz für die an sich  
überschüssigen Arbeitskräfte der Bauernfami-  
lien freigemacht wird.



lungen ausgeglichen wird; daß also Deutschland keine Möglichkeit des Eintretens für deutsche Minderheitenbestehen im Minderheitenrat des Völkerbundes hat. Der deutschen Außenpolitik selbst kann man leider den Vorwurf einer gewissen Ziellosigkeit in der Behandlung des Minderheitenproblems nicht eriparen. Man denke nur an das deutsche Verhalten gegenüber der Beschwerde über die Greuel in Ostgalizien. Auf dem Gebiete der Minderheitenpolitik ist die Fühlung der amtlichen deutschen Außenpolitik mit der Vertretung der Nationalitätenbewegung immer noch nicht eng genug, obwohl diese sehr rührige und zum erheblichen Teile von Deutschen geführte internationale Organisation es an Anregungen und Wünschen nicht hat fehlen lassen.

Über aber die verhältnismäßig eng umgrenzte Genfer Arena hinaus gehen die Aufgaben deutscher Außenpolitik, die sich auf Europa, vor allem Osteuropa bezogen, die Schaffung organischer und fruchtbarer Beziehungen, besonders zu den europäischen Südoststaaten verlangen. Wie die Pfeiler einer gigantischen Brücke zum Schwarzen Meer ragen die deutschen Volksinseln des Südostrums aus der sie umspülenden Völkerflut, Zeugen eines vergangenen und in der ursprünglichen Form nicht mehr zu verwirklichenden deutschen Kolonialraumes von gewaltiger Größe und Kühnheit. Alle diese Volksgruppeninseln können und müssen uns aber heute Bindungs- und Interessen wirtschaftlich wie politisch auf ein enges, vertrauensvolles Zusammengehen mit dem deutschen Hundertmillionenblock einstellen. Wenn dieser lebendige Kraftaustausch hergestellt sein wird, dann werden die verstreuten deutschen Volksgruppen des Ostens sich auch kulturell wieder der Freiheit und Entwicklungs-

fähigkeit erfreuen, deren sie nicht zuletzt im Interesse ihrer Gaststaaten bedürfen. Hier berührt sich aufs engste die Außenpolitik des Reiches mit der Volkswirtschaft im Osten Europas. Handelt es sich doch vor allem darum, daß die jungen Staaten von der politischen, militärischen und vor allem finanziellen Sklaverei Frankreichs frei werden. Wie sehr man diese Abhängigkeit in den denkenden Schichten, z. B. Südslawiens und Rumaniens schon empfindet, dafür bieten die Ereignisse der jüngsten Gegenwart eine Fülle von Belegen.

Aus alledem ergibt sich, daß Staatspolitik und Volkswirtschaft zusammengehören. Auch die Außenpolitik vom Reich her, die sich unpolitisch auf rein kultureller Grundlage vollzieht, gehört unter größerer Sicht in diesen Zusammenhang. Man kann Staats- und Volkswirtschaft nicht getrennt betrachten und betreiben. Eines greift in das andere über. Auch die Notwendigkeit einer Reichsreform im Innern ist nur ein Glied in den größeren Zusammenhängen von Staat und Volk. Erst ein innerlich gesunder, auf dem organischen Zusammenwirken seiner natürlichen Kräfte und Zuständigkeiten aufgebauter Staat, der nach außen hin seine Souveränität wiedergewonnen hat, kann die feindlichen Kräfteströme des Mutterlandes ungebrochen hinausleiten in das Auslandsdeutschtum, das heute ein Drittel des deutschen Volksbestandes ausmacht, und kann den auslandsdeutschen Gruppen geistig und politisch den Rückhalt geben, den sie brauchen. Wir sind erfreulicherweise auf dem Wege zur Erkenntnis dieser Zusammenhänge, wenn auch, wie ich in den einleitenden Worten hervorhob, der Kampflärm und das Reibungsgeräusch der Gegenwart diese Einsichten noch über-

### Eine Stellungnahme des Christlich-sozialen Volksdienstes.

Berlin, 19. Nov. Die Reichsführung des Christlich-sozialen Volksdienstes hat anlässlich einer Tagung in Berlin in einer Entschließung zur politischen Lage Stellung genommen, die auch dem Reichspräsidenten überreicht wurde. Der Volksdienst hält darnach an seiner grundsätzlichen Forderung einer starken Staatsführung fest und stellt sich geschlossen hinter den Reichspräsidenten von Hindenburg. Eine starke Staatsführung ist nach Auffassung des Volksdienstes nur möglich, wenn sie im Vertrauen des Volkes verwurzelt ist. An den Parteien und ihren Führern liegt es, auf das unerschütterliche Ziel des überparteilichen Parlamentarismus zu verzichten und dem Ruhe des Reichspräsidenten zu praktischer Aufbaubarbeit zu folgen. Außenpolitisch muß der Kampf um die Freiheit und Rettung Deutschlands entschlossen und bis zum endgültigen Erfolge durchgeführt werden. Innerpolitisch sei die vorbringsliche Ausgabe, die Angriffnahme eines Arbeitsbeschaffungsprogramms, das durch Auswahl von volkswirtschaftlich fruchtbarsten Arbeiten die Freileitung von Kapital verhindert, dessen wesentlicher Teil eine großzügige bäuerliche und ländliche Siedlung in Verbindung mit dem Ausbau des Arbeitsdienstes sein muß und dadurch der Stärkung des Mittelstandes und Handwerks dient. Die Beilegung der sozialen untragbaren Härten der Notverordnung und der gerechte Ausgleich besonders in bezug auf die hohen Gehälter staatlich subventionierter Betriebe darf nicht länger hinausgeschoben werden. Die Kulturpolitik darf nicht in bloßen Verböten stehen bleiben. Sie muß Raum schaffen für die Entscheidung der religiösen Sitten und geistigen Aufbaufähigkeit in der deutschen Jugend. Der Volksdienst wird jede Regierung unterstützen, die in rücksichtsloser Entschlossenheit in diesem Geiste die Aufbaubarbeit in Angriff nimmt.

## Die deutsch-französischen Wirtschaftsverhandlungen.

### Revision des Handelsvertrages. / Am Montag Beginn der Besprechungen in Berlin.

T. Paris, 19. Nov. (Eigener Drahtbericht der Bad. Presse.) In französischen Wirtschaftskreisen sieht man mit großer Spannung den für den 21. November angekündigten Verhandlungen über eine Revision des deutsch-französischen Handelsvertrages entgegen. In den allerletzten Tagen ist in Paris die Befürchtung laut geworden, daß eine Vertagung dieser Verhandlungen sich infolge der deutschen Regierungskrise als unvermeidlich erweisen könnte. Wie wir im französischen Handelsministerium hören, werden die Besprechungen keine Verzögerung erfahren und tatsächlich am nächsten Montag in Berlin beginnen. Dann wird allerdings von französischer Seite vielfach die Frage aufgeworfen, ob die deutschen Delegierten während der Regierungskrise auch mit den notwendigen Vollmachten ausgestattet sein werden, um Beschlüsse von weittragender und grundsätzlicher Bedeutung zu fassen. Dieser Schwierigkeit glaubt man aber in Paris dadurch aus dem Wege gehen zu können, daß man sich in Erwartung der Beilegung der Regierungskrise zuerst über die Verhandlungsmethoden und verschiedene rein formale Punkte zu einigen suchen wird.

Was andererseits die Frage anlangt, ob die französische Regierung gleich zu Beginn der Verhandlungen den deutsch-französischen Handelsvertrag vom 17. August 1927 aufkündigt oder aber eine derartige Maßnahme für den Fall vorbehalten soll, daß eine gültige und einvernehmliche Revision dieses Vertrages sich als undurchführbar erweisen sollte, so sind die Ansichten in Paris geteilt. Während gewisse französische Industriellenkreise, die den französischen Handelsminister Kolin zu ihrem Anwalt anerkennen haben, von der französischen Regierung die sofortige Kündigung des Vertrages zu erwirken trachten, scheint man im französischen Handelsministerium, dessen erster Abteilungsleiter C. Bel die Verhandlungen auf französischer Seite führen wird, die Kündigung des Handelsvertrages nur als letztes Mittel in Betracht zu ziehen. Der Hauptwunsch der französischen Delegation wird sich, wie wir erfahren, zunächst darauf konzentrieren, daß Deutschland auf jene Tarifkonkordierungen verzichtet, die ihm von Frankreich 1927 zugestanden worden sind, und die nach Ansicht französischer Fachleute in erster Linie dazu beigetragen haben sollen, daß der französische Export in den letzten Jahren bedeutende Positionen auf dem deutschen Markt eingebüßt habe.

Allerdings weiß man in Paris ganz genau, daß ein derartiger Verzicht auf die Deutschland 1927 eingeräumten konsolidierten Zölle letzten Endes von der Zustimmung des Reichstages abhängen würde, eine Zustimmung, die man hier allgemein als recht problematisch ansieht, und die auch jedenfalls kaum vor mehreren Monaten zu erwarten wäre.

Von maßgebender französischer Seite wird aber die Hoffnung ausgesprochen, daß es der Reichsregierung möglich sein werde, diese Verhandlungsschwierigkeiten auf irgend eine Weise zu beseitigen, da sich die französische Regierung, die sobald als möglich ihre volle Zollfreiheit zurückgewinnen will, um durch eine entsprechende Revision des gesamten Zoll- und Handelsvertragesystems, das von Jahr zu Jahr zunehmende Milliardendefizit der französischen Handelsbilanz abzubauen, sonst genötigt sehen würde, den deutsch-französischen Handelsvertrag aufzukündigen.

Von der grundlegenden Frage der konsolidierten Zölle abgesehen, werden die französischen Delegierten von Deutschland, zugunsten des französischen Exports nach Deutschland eine Erleichterung der Bestimmungen über die Devisenkontrolle, sowie die Aufhebung gewisser deutscher Einfuhrverbote zu erlangen trachten. Für den Fall, daß diese Wünsche nicht berücksichtigt werden könnten, droht man übrigens von französischer Seite schon heute eine weitgehende Brisierung des deutschen Exports nach Frankreich an.

### Zuspitzung im Luftfahrtskandal.

#### Erregte Auseinandersetzung in der Kammer.

T. Paris, 19. Nov. (Eigener Drahtbericht der Badischen Presse.) Die große Fälscheraffäre, in deren Mittelpunkt der Präsident der führenden französischen Luftfahrtschiffahrtsgesellschaft Aero Postale, Bouilloux-Lafont, sowie dessen Vater, der Bankier Bouilloux-Lafont stehen, war in der Freitagssitzung der Kammer, neben zwei anderen Interpellationen hatten die Sozialisten einen Antrag eingereicht, der eine strengere und vor allem raschere Behandlung und Klärung der peinlichen Fälscheraffäre verlangte. Der sozialistische Abgeordnete Renaudel beschwerte sich über die Verschleppungsversuche von gewisser Seite, wobei er eine Reihe von führenden Persönlichkeiten der Kammer in beständlichem Zusammenhang mit der Fälscheraffäre brachte.

Eine wiederholte Anspielung auf den ehemaligen französischen Finanzminister Landin, der sich im Augenblick in London aufhält und keine besondere Neigung zu verspüren scheint, sich zu näheren Erklärungen zur Verfügung zu stellen, sowie die wiederholten Beschuldigungen Renaudels, daß der französische Generalstab bzw. dessen politischer Kundschaftsdienst sich grobe Vernachlässigung habe zuschulden kommen lassen, verurteilten wiederholt starke Erregung im Haus. Der sozialistische Antragsteller erklärte, daß General Weygand als Leiter des französischen Generalstabs der Angelegenheit zu wenig Beachtung geschenkt hätte, da die gefälschten Dokumente aus der zweiten (Spionage-)Abteilung hervorgegangen seien und auf dem Wege über Tardieu, der damals Ministerprä-

dent war, auch wieder zur zweiten Abteilung zurückgelangt sind. Ebenso sei Tardieu zum mindesten Unvorsichtigkeit vorzuerwerfen, da er es seinerzeit nicht für notwendig hielt, eine Untersuchung einzuleiten.

Die erregte Stimmung in der Kammer erreichte ihren Höhepunkt, als Renaudel verlangte, daß man zwei geheime, vollständig versiegelte Briefe veröffentlichte, die der Hauptangeklagte Bouilloux-Lafont seinerzeit Tardieu übergeben hätte mit dem Buntich, sie dem Staatspräsidenten zuzuleiten. Tardieu hätte die Weiterleitung abgelehnt. Renaudel vermutet nun, daß Bouilloux-Lafont in diesem Brief eine Reihe von hochstehenden Persönlichkeiten aus dem öffentlichen und politischen Leben Frankreichs als in die Angelegenheit mitverwickelt bezeichnet hatte, um damit den Staatspräsidenten zur Niederschlagung der Angelegenheit zu verleiten.

Paris, 19. Nov. Die kommunistische „Humanité“ bringt freilich mit größtem Vorbehalt, das Gerücht, wonach André Bouilloux-Lafont, der Sohn des in den Skandal der Aero Postale verwickelten Leiters dieses Unternehmens, sich das Leben genommen habe.

## Neues aus aller Welt.

### Französisches Militärflugzeug abgestürzt.

Paris, 19. Nov. Ein Militärwasserflugzeug ist in einer Bucht unweit von Toulon-Mer, mit 3 Mann an Bord, abgestürzt. Herbeieilende Motorboote des Flugzeugunterstützungsdienstes konnten den im Wasser treibenden Flugzeugführer bergen, jedoch starb er bald darauf an den Folgen seiner Verletzungen. Die Leichen der beiden anderen Insassen konnten bis Mitternacht nicht gefunden werden. Die Nachforschungen wurden bis zum nächsten Tage ausgesetzt.

### Russischer Eisbrecher untergegangen.

Moskau, 19. Nov. Amtlich wird gemeldet, daß der Eisbrecher Nr. 9, der am 24. Oktober aus Archangel nach dem Nordpol auslief, um den russischen Eisbrecher Nr. 25 zu lüden, seine Nachfahrt mehr von sich gegeben hat, trotzdem er mit einer Frantalanlage ausgerüstet war. Am 1. November haben zufällig mehrere Schiffe acht Leichen aufgefischt, die als zur Besatzung des Eisbrechers Nr. 9 gehörig festgestellt wurden. Es wurde dann amtlich festgestellt, daß der Eisbrecher Nr. 9 mit seiner Besatzung von 30 Personen untergegangen ist.

### Devisenfang an der österreichisch-italienischen Grenze.

Wien, 19. Nov. Wie aus der österreichisch-schlesisch-italienischen Grenzstation Gmünd gemeldet wird, hatte dort die Gattin eines Attachés der polnischen Gesandtschaft in Wien ein sehr peinliches Erlebnis. Bei einer Leibesvisitation, die sie unter Hinweis auf die Stellung ihres Gatten vergeblich abwenden suchte, wobei sie dem Beamten ein Gewicht von 10 000 Schilling anbot, wurden gefunden: 198 000 Schilling, 25 000 Tschechenkronen, 2860 Schweizer Franken, 680 Dollar in Noten, drei Schecks auf 80 amerikanische Dollar, 14 kanadische Dollar, 700 holl. Gulden, 200 Schwedens Kronen, 5 Dänekronen, 14 englische Pfund. Die Landjägerzeit in Gmünd bekräftigt die Richtigkeit der Nachricht.

### Die Byron-Grotte eingeführt.

Rom, 19. Nov. Die sogenannte Byron-Grotte in Porto Venere bei Spezia ist infolge der dauernden Unterpflügelung durch das Meer plötzlich eingeführt. Das beliebte Ausflugsziel der Reisenden hatte im Jahre 1822 den englischen Dichter zu seinem Lied „Die Insel“ angeregt.

### Leichenteile in Sandkoffern.

Rom, 19. Nov. In dem um 10 Uhr vormittags in Neapel eintraffenden Schnellzug aus Norditalien wurden zwei herrenlose Sandkoffer gefunden, von denen sich einer beim Transport ins Sandbüro öffnete und in Sägespäne verpackte menschliche Leichenteile als Inhalt erkennen ließ. Eine erste Untersuchung hat ergeben, daß die in zwei Koffer verpackten menschlichen Reste die eines jungen kräftigen Mädchens sind. Der Tod kann erst vor kurzer Zeit eingetreten sein. Aus zwei in dem einen gefundenen Zeitungen und den Auslagen eines bis kurz vor Auffindung der Koffer im Zuge mitgereisten Mannes, schließt man, daß das Verbrechen zwischen Turin und Livorno begangen wurde bezw. daß die beiden Koffer auf dieser Strecke in den Zug gebracht worden sind. Die Polizei hält es für ausgeschlossen, daß ein einzelner Mensch die außerordentlich schweren Gepäckstücke, ohne großes Aufsehen zu erregen, im Gepäck des Wagens habe unterbringen können.

Später wurde auch auf dem Hauptbahnhof in Rom in einem Wagen 3. Klasse derselben Linie, der hier abgehängt worden war, ein Koffer gleichen Inhalts gefunden. Er enthält in grünes Papier gewickelt menschliche Reste, von denen man annimmt, daß sie von derselben Leiche stammen.

### Kapitän Kircheiß wieder in der Heimat.

Cuxhaven, 19. Nov. Mit dem Sapardampfer „Samburg“ traf Kapitän Kircheiß am Freitag nachmittag in Cuxhaven ein. Kircheiß hatte bekanntlich vor fünf Jahren mit dem Fischkutter „Samburg“ eine Weltumsegelung ausgeführt, die mit einer Vortragsreise zur Befähigung der Kriegsschiffleute verknüpft war. Jetzt kehrt Kapitän Kircheiß von einer zweijährigen Weltreise zurück, die ihn in die Antarktis geführt hatte. Zu seinem Empfang hatte sich eine stattliche Menschenmenge eingefunden, die den kühnen Weltfahrer stürmisch begrüßte.

### Ein Flugzeug für den Prinzen von Wales.

Der englische Kronprinz hat sich für seinen Privatgebrauch ein Flugzeug bestellt, das für 15 Fahrgäste Platz bietet. Es handelt sich um ein englisches Fabrikat, das einzige englische Modell, das vollkommen aus Metall besteht. Nicht nur der Rumpf, sondern auch die Flügel und der Schwanz sind mit Duraluminium bedeckt. Flugzeuge dieses Fabrikates sind in den letzten zwei Jahren in Australien für den regelmäßigen Flugverkehr verwendet worden und haben sich gut bewährt. Die Kabine ist von dem Führer getrennt. Sie wird für die besonderen Bedürfnisse des englischen Kronprinzen eingerichtet. Der Prinz von Wales hatte früher ein kleines „Motten“-Flugzeug zu seiner persönlichen Verfügung. Die Anschaffung eines größeren Flugzeuges beweist, daß sich der englische Thronerbe noch mehr als bisher dem Flugsport widmen will.

### Französische Steuerdrückeberger.

In Paris hat man gegen mehr als 1000 Verurteilungen ein Verfahren wegen Steuerhinterziehung eröffnet. Die Verurteilten kamen infolge der Verhaftung eines schweizerischen Bankangestellten ins Licht, der nach Paris kam, um den französischen Kunden seiner Bank ihr Zins- und Dividendenguthaben bar auszusahlen und ihnen so die Entrichtung der vorgeschriebenen Steuer zu ersparen. Die Affäre, die in mehrere hochgestellte Persönlichkeiten verwickelt ist, führte in der französischen Kammer zu einer erregten Debatte. Wegen der langen Liste der Steuerdrückeberger mußte man die sämtlichen in Paris vorhandenen 38 Untersuchungsrichter mit der Angelegenheit befaßen. Hätte man die Liste nicht aufgestellt, so würde ein Untersuchungsrichter mit der Beilegung der Angelegenheit mindestens drei Jahre zu tun gehabt haben. Die Steuerhinterheber von Rang und Namen sollen vor einem besonderen Gerichtshof kommen.

### Blutiger Kommunistenüberfall.

Somburg, 19. Nov. In Ultona versuchten am Freitagabend Kommunisten ein an der Ecke Schauenburger- und Weidenstraße gelegenes Lokal der Nationalsozialisten zu überfallen. Als ihnen trotz großer Leberzahl nicht gelang, in das Lokal einzudringen, warfen sie die Fenster ein und schlugen die Gläser in Scherben. Die Scherben fielen auf das Lokal. Durch einen Querschläger wurde ein 12-jähriger Junge, der sich in der Nähe des Lokals aufgehalten hatte, in die Straße getroffen und getötet.

### 41 Festungsgefangene im Hungerstreik.

Groß-Strehlitz, 19. Nov. Seit etwa einer Woche befinden sich von 42 politischen Strafgefangenen, die in der Strafanstalt Groß-Strehlitz ihre Festungshaft verbüßen, 41 in einem Hungerstreik. Die Nationalsozialisten haben sich ausgeschlossen. Der Hungerstreik stellt einen Protest gegen die jetzt wirksam gewordene Verhängung der Festungshaft dar. Die Gefangenen, die in den letzten Tagen noch flüssige Nahrung zu sich nahmen, verweigern seit dem Samstag jegliche Nahrungsaufnahme. Acht Gefangene mußten ins Krankenhaus gebracht werden. Zwangsernährungsmaßnahmen werden bereits erwogen.



# Der Dschungel ruft!

Meine Erlebnisse als Großtierjäger. / von Frank Buch.

XLV.

## Flucht aus dem Bett.

Mein unangenehmste Spezialität war es, unseren Haushalt und seine Regeln über den Haufen zu werfen. Er erschien nie pünktlich zu den Mahlzeiten und verlangte zu den unmöglichen Zeiten, bedient zu werden. Wenn er mitten in der Nacht eintraf und wie er es häufig tat, einen eben entbedeten „guten Trinker“ — selbstverständlich im stottrunkenen Zustand — mit herausgeschleppt hatte, trommelte er die eingeborenen Diener heraus und stellte seine Forderungen. Die Leute haßten ihn dafür, und auch ich war bei solchen Gelegenheiten nicht gerade freundlich auf meinen Wohngeossen zu sprechen. Allmählich hatten die drei Bogs, die zu unserem Haushalt gehörten, durchweg Chinesen, die im Sträziment geboren waren und sich auf malaiische Art trugen, eine Uebung darin erlangt, Mad und einen etwaigen betrunkenen Gast zu nächstlicher Stunde aus ihren Gharrtes heraus und ins Haus zu bugstieren, zu versorgen und zu Bett zu bringen.

In der Nacht vor dem historischen Morgen, an dem das Gespenst erschien, hatte Mad den besten aller „guten Trinker“ entdeckt und selbstverständlich mit heimgebracht. Er hatte ihn in Raffles Hotelbar aufgefunden und sie hatten Freundschaft geschlossen, ohne daß jeder von ihnen genau wußte, wer der andere war. Genug, daß er gut trinken konnte! Gemeinsam hatten sie alle bisherigen — von Mad gehaltenen — Retorde gebrochen und waren schließlich, wie gesagt, draußen in Katong gelandet.

Das Haus, in dem Mad, Bedwit und ich lebten, war ein Sungalow, der nach der südlichen Art erbaut war: ungefähr drei Fuß über der Erde auf Zementpfählen ruhend.

Zur Zeit war mein Sammellager wieder einmal überfüllt. Ein neuer Tiger war aber gerade aus Ipoh eingetroffen. Es war ein wildes Tier, eines der ungebärdigsten Exemplare, die mir je unter die Hände kamen. Sobald jemand in die Nähe seines Käfigs kam, machte er einen Ausfall gegen die Gitterstäbe und ließ blutdürstige Schreie der Wut aus, die eine halbe Meile weit zu hören waren. Kein Schrei ist so durchdringend wie der des Tigers. Er ist unbeschreiblich, eine Mischung von Brüllen und Fauchen, das den Eindruck erweckt, eine ganze Armee losgelassener Dämonen sei zum Angriff bereit. Ein Tigergerüll hat mehr als einen tapferen Mann erschrecken und zusammenschauern lassen.

Da es keinen anderen Platz für den Tiger gab, hatte ich ihn unter das Haus gestellt und seinen Käfig in den von den Tragspißeln gebildeten, freien Raum gehoben. Ich benötigte diesen Platz oft in ähnlicher Weise. Es war ein ausgezeichnetes, geschütztes Platz für Tiere wie Paradiesvögel, Orang-Utans oder andere Exemplare, die einer besonders sorgfältigen Pflege und Ueberwachung bedurften.

Das Gastzimmer war gerade über diesem Platz gelegen. Als Mad eingetroffen war und die Dienerschaft mit dem gewöhnlichen Donnerwetter auf die Beine gebracht hatte, hat man seinen Kopf, den „Trinker der Trinker“, dorthin geschickt. Die Bogs hatten den jählos betrunkenen ins Bett gelockt und das Moskitonez über den Schnarchenden geworfen.

Der Fremde hätte nicht sicherer sein können, wenn sich unter ihm ein Kaninchenfall befunden haben würde. Immerhin hätte er vielleicht weniger friedlich geschlachtet, wenn er gewußt hätte, daß sich direkt unter ihm einer der wildesten Tiger aufhielt. . . . Nach der im Osten gewöhnlichen Regel befanden sich im Fußboden (an und für sich aus starkem Hartholz hergestellt) Spalten von je ungefähr Zollweite. Auf diese Weise wird eine Durchlüftung erzielt und die Reinigung der Dienboten erleichtert; denn ein gut Teil aufgewirbelten Staubes, der sonst auf dem Fußboden niederschlagen würde, sinkt auf diese Weise in den zementierten „Keller“, der teils auf ebener Erde gelegen und eben der von den Tragspißeln gebildete Raum unterhalb des Hauses ist. Nachdem sein neuer Freund versorgt war, ging Mad ebenfalls zu Bett. Es war ungefähr halb vier Uhr morgens, als unser Haushalt endlich zur Ruhe kam.

Am nächsten um sechs begannen Mis Pflichten. Mit einem Affenbrot pflegte er die Hunde zu vier verschiedenen Tierläden und Gehwegen zu machen, um sie gemeinsam zu reinigen und vor der Fütterung in Ordnung zu bringen.

Unserem untern Hause untergebrachten Tiger erreichten sie um halb sieben Uhr. Wie immer nahmen sie zunächst die Schutzwehr ab und die zur Nacht um den Käfig aufgestellt wurde. Während der andere von Wasser in den Käfig spritzte, nahm Ali einen eisernen Reiber und steckte ihn durch die Stäbe, um mit seiner Hilfe den Boden vom Urat zu säubern. Sie waren indessen kaum von dem Tiger erlöst worden, als dieser seinen durchdringendsten Wuschrei ausstieß, der durchaus geeignet war, einem nichtsehenden Zuhörer das Blut in den Adern gejähren zu lassen.

Ich zog mich gerade an und hörte den Tumult im Tigerkäfig, aber zu meinem anfänglichen Bestreben noch etwas anderes. Ein Mensch hatte aufgeschrien, als werde er getroffen! Dann gab es ein Gepolter (später zeigte es sich, daß der verzweifelt und einseitig aus dem Bett gesprungene Mensch einen Stuhl ergriffen und mit ihm durch die Halle ins Freie getraut war, nicht ohne das Möbel dabei zu beschädigen, das er mit dem vermeintlichen Verfolger in den Rücken zu schmettern, beziehungsweise über seine Schulter zurück in die Halle zu werfen, wo es, beart als Wurfschloß verwendet, die gefährlichsten Verwundungen anrichtete). Und im nächsten Augenblick sah ich, selbst erst halb angekleidet, das „Gespenst“ über den Käfig eilen und auf die Straße hinauslaufen, mit krüppeliger Haar, in unserem Garten zusammen, der gerade Gras schnitt. Das Gespenst ließ sich nicht betrennen. Ohne sich aufzuhalten oder auch nur auszuweichen, rannte es weiter; es rannte den Gärtner und dessen Handwerkszeug einfach über den Haufen.

In der gleichen Manier ging es über die Landstraße und weiter unaußersam voran. — Später erfuhren wir, daß das Gespenst, wie es auf eine Gharry traf, deren Walla (Führer) die absonderlichsten Erscheinung aus großaufgerissenen Augen anstarrte, turzentschloß sich in die Gharry hineingeschungen und die beiden einzigen Worte, die eine Verständigungsmöglichkeit zwischen ihm und dem Gharrywalla ergaben, gerufen habe: „Raffles Hotel!“

Der Zauberspruch tat seine Wirkung. Raffles Hotel war eine Parodie, die der dümmste Eingeborene verstand. Wenn der Tuan dort wohnte . . . bitte!

## Auffeherregende Fahrt.

Das „Gespenst“ lehnte sich zurück, und die Fahrt begann. Es war vermutlich gut, daß das arme Gespenst nicht wußte, wo es sich eigentlich befand, und daher keine Ahnung hatte, daß ihm mindestens eine anderthalbstündige Reise bevorstand. Sie führte durch die Bajare und Marktplätze Katongs. In diesem Teil der Welt werden Geschäfte aller Art bereits in den frühen Morgenstunden abgewickelt, in denen es verhältnismäßig erträglich kühl ist. Eingeborene Männer und Frauen waren daher überall schon auf den Beinen und harrten bestürzt auf das Gespenst in der Gharry. Endlich bog das Gefährt in die Autostraße zum Seehotel ein. Hier war es stiller; aber auch hier waren bereits einige Straßenpassanten auf den Beinen, um in die wartenden Autos zu steigen. Die kaum beladene Gestalt des in einer schüchternen Eingeborenen-Gharry lehrenden Europäers erweckte hier vielleicht noch mehr Sensation, als im Eingeborenenviertel. Weiter ging es, Singapore zu. Das ungewöhnliche Trio, Pferd, Gharrywalla und „Gespenst“, durchquerte die Europäersiedlung mit ihren schönen Häusern. Überall ungeheures Aufsehen, Empörung oder Grinsen, je nachdem.

Noch war die Chinesenstadt nicht absolviert! Zu dieser Stunde wimmelt sie von Menschen. Hunderte von Chinesenhändlern sitzen an kleinen, auf die Straße hinausgestellten Tischen und essen ihren Morgenreis. Sie tragen in lautes, aufgeregtes Geschwätz aus, als die Kavallade sich näherte; viele der faul Umherlungelnden umdrängten das Gefährt, so daß der Walla gezwungen war, das Pferd wütend zu peitschen, um nur durchzukommen.

Ueber den Malaienmarkt ging es, wo viele Chinesen alles nur Erdentbare festhalten. Lebendes Geflügel wird in Käfigen festgehalten. Geschirr breitet sich aus. Hingutommen Hunderte von Ochsenkarren, die, mit Landesprodukten hochbeladen, ihren Weg zum Markt suchen, und ganze Herden von Eingeborenenweibern, die ihre Waren auf den Köpfen transportieren. Es ist von jeher eine Stelle,

an der sich das größte Gedränge der Welt abspielt, und Sie können sich vorstellen, was das Auftauchen des sich mühsam den Weg bahrenden „Gespenstes“ dort bedeutete!

Endlich gelang es, aus dem Getümmel herauszukommen. Nun fand sich Mads ungeliebter Freund in der Straße, in der sich Bunbees Laden befindet, ein Geschäft, in dem die Damen der Singaporer europäischen Kolonie, der Hitze wegen ebenfalls in den frühen Morgenstunden, ihre Einkäufe zu besorgen pflegen. Die Damen waren erstaunt, hohliert oder tödlich erschrocken über den nie gesehenen Anblick. Ein guter Teil von ihnen, der sich dem Dämon bereits angepaßt hatte, brach allerdings in herzliches Gelächter aus.

Dann endlich war man an Raffles Hotel angelangt. Neugierige krümmten herbei, als das Gespenst aus der Gharry kletterte und eintraten wollte. Obgleich es indessen mit echten Tränen in den Augen den „Jager“ (Türhüter) bat, es einzulassen, weigerte sich dieser entschieden. Ein Tuan in solchem Aufzug, entschied er würdevoll, sei kein Anblick für die Augen der sich in der Halle aufhaltenden Ladies. Ein Wortgefecht entspann sich, von vielen gehört, von niemandem (außer dem Gespenst selber) teilnahmvoller verfolgt als von dem Walla der Gharry, der Angst hatte, um sein Leben zu kommen. Er war es auch, der schließlich den Türhüter bestimmte, dem Gespenst den Eintritt in Raffles Hotels geheiligte Räume zu erlauben, — nicht, bevor der Türhüter einen alten Lappen herbeigebracht hatte, mit dem das Phantom diskret drapiert wurde, ehe er unter dem Freudengeheul der Zuschauer die Schwelle überschreiten durfte. —

Stunden waren bereits vergangen, als Mad hörte, was sich im einzelnen ereignet hatte. Er fuhr im Auto zu dem Unglücklichen hinaus, um seinerseits der Hotelleitung jede Erklärung zu geben. Als der Fremde, der erst einen Tag in Singapore — und zwar in Raffles Hotel — gemohnt hatte, als er in der dortigen Bar zu seinem Anheil Mads Bekanntschaft machte, hörte, wo er sich aufgehalten habe und daß sich unter seinem Bett ein Tiger befunden habe, glaubte er erst, das Opfer eines unerhört gemeinen und toben Scherzes gewesen und in eine Falle gegangen zu sein. Erst, als Mad ihm von mir und meinem Beruf sprach und erklärte, daß sich draußen ein ganzes Sammellager wilder Tiere befände, beruhigte er sich allmählich. Immerhin war es für ihn unmöglich geworden, sich lange in Singapore aufzuhalten. Und Mad brauchte lange Zeit, ehe er einen Neuling bewegen konnte, mit ihm einen Drink zu tun. Denn die erste Geschichte, die jedem neu Eintreffenden aufgetischt wurde, war die des Abenteurers, das Mads letzter Jeshumpun bestanden hatte!

(Fortsetzung folgt.)

# Der Diogenes von Wesel.

Eine Anekdote von Hans Müller-Schlöffer.

Dem Weisen, der die Tugend der Bedürfnislosigkeit besitzt, ist alles gleichgültig. Diogenes von Sinopa wohnte in einem Faße, er besaß nur einen Mantel, einen Stab und einen Becher. Aber auch den warf er fort, als er einen Knaben aus der hohlen Hand trinkend sah. Alexander, der Große, suchte eines Tages den Weisen auf, als er vor seinem Faße saß und sich sonnte. Er blieb aber ruhig auf der Erde vor dem Weiserobert sitzen, der von seinen geistvollen und wichtigen Ansprüchen so entzückt war, daß er ihm am Schluß befahl, sich eine Gnade auszubitten. Diogenes begann sich nicht lange, sondern erwiderte: „Geh mir aus der Sonne.“

Dem Weisen von Sinopa geltesverwandt, lebte im Anfang des vorigen Jahrhunderts in der Keinen, niederrheinischen Festungsstadt Wesel der alte Gompertz. Gleichmut und Bedürfnislosigkeit haben ihn ein gesundes Alter von 108 Jahren erreichen lassen. Bei schönem Wetter saß er auf einer Holzbank neben der Tür seines Hauses und rauchte eine halblange Porzellanpfeife. Außer einer Entlein, einer alten, stocktauben Jungfer, mit der er allein hauste, hatte er keine Angehörigen mehr. Kind und Kindesfinder waren ihm weggestorben. Sein einziger Trost war die braungerauchte Porzellanpfeife, ohne die man ihn nie sah. Wenn er nicht rauchte, schlief er. Und da er wie gewöhnlich alle alten Leute wenig schlief, so rauchte er viel. Und während er mit der zitterigen Hand den Pfeifenstiel hielt, paffte er mit seinen welken, dünnen Lippen bedächtigt und in kurzen, gleichmäßigen Zügen und schaute mit lebhaften grauen Augen heiter und voll Gleichmut auf alles, was um ihn vorging.

Eines Tages — es war einige Jahre nach den Freiheitskriegen — kam König Friedrich Wilhelm III. auf einer Reise durch die westlichen Provinzen nach Wesel, um die wiedergewonnenen Untertanen an sein landesväterliches Herz zu drücken. Die Begrüßungsrede des Bürgermeisters, die Vorstellung der Behörden und Spitzen der Bürgergesellschaft, die Parade der Keinen Garnison, die Besichtigung der Festungswerke waren vorüber, und der König wollte wieder abreisen, da fand man, daß an einem Rade des königlichen Reisewagens etwas nicht in Ordnung war. Der Stellmacher des Städtchens gab sich mit seinen Gefellen sogleich daran, aber es konnte immerhin noch eine halbe Stunde dauern. Dieser unerwartete Aufenthalt brachte das Gefolge des Königs in Verlegenheit; denn wem sollte man die Zeit bis zur Abreise ausfüllen? Die kleine niederheinische Festung bot nichts Sehenswertes, wenigstens nichts für einen König Sehenswertes. Dieser begann bereits ungeduldig zu werden. Da kam dem Stadtkommandanten ein helfender Einfall.

„Majestät“ sagte er, „der älteste Mann der Monarchie lebt hier in Wesel.“

Der König verlangte zu diesem Alten geführt zu werden, und sogleich ging er mit seinem ganzen Gefolge nach dem Häuschen des alten Gompertz. Dieser sah wie gewöhnlich auf der Holzbank neben der Haustüre, paffte gemächlich und ließ sich von der Sonne wärmen. Als er den hohen Besuch, der ihm rasch vorher angekündigt worden war, kommen sah, erhob er sich, um den König zu begrüßen, behender von der Holzbank, als man es seinen alten Knochen zugetraut hätte.

Der König drückte ihn aber wieder auf die Bank zurück und unterhielt sich eine Zeitlang mit ihm, fragte ihn nach seinem Leben, seiner Familie, seinen Gewohnheiten. Der alte Gompertz antwortete auf alle Fragen ruhig und ohne Befangenheit, log aber nach jeder Antwort an seiner Pfeife, damit sie ihm nicht ausging. Er erzählte dem König von seinen beiden Entleinen, die mit der großen Armee nach Rußland gezogen und auf den Schneefeldern geblieben waren, erzählte auch von seiner stocktauben Entlein Petronella, die ihm seit einem Menschenalter den kleinen Haushalt führte und immer noch auf einen Mann wartete.

Der König, während die Herren des Gefolges die Nase rümpften über den betenden Knaster, ergötzte sich an dem unbedingten und wichtigen Geplauder des Alten und sagte am Schluß:

„Ich möchte Euch gerne ein Andenken hinterlassen. Sagt mir darum offen und ohne Scheu, was wünscht Ihr Euch?“

Der alte Gompertz aber erwiderte: „Herr König, ich dank' Euch schon für Eure gute Absicht. Aber alles, was ich brauch', hab' ich. Einen besonderen Wunsch hab' ich nit.“

Der König schaute ihn erstaunt an; denn es war ihm und noch keinem Könige der Welt seit Diogenes Tagen vorgekommen, daß ein Untertan auf einen Wunsch, den ein Herrscher freigibt, verzichtet hätte.

„Wie? Ihr habt keinen einzigen Wunsch? Das kann nicht sein.“

„Bestimmt Euch einmal. Kein Mensch ist wunschlos.“ Der alte Gompertz schaute den König an, senkte den Blick und drückte sorgsam mit dem Daumen die Asche im Pfeifenlopf fest. Dann schaute er wieder auf, hülfelste, trakte sich hinterm Ohr und war ganz das Bild eines Menschen, der etwas auf dem Herzen hat, aber sich nicht getraut, es auszusprechen. Endlich holte er tief Atem und begann zögernd:

„Ja, Herr König, die Sach' ist nämlich die: nämlich der Herr Doktor Zimmermann, der hat gesagt, wenn ich noch ein Jahr oder zehn leben wollt' — und ich leb' verdammt gern noch zehn Jahr', Herr König! — dann müß' ich am Tag' ein Sündchen spazieren gehn auf dem Festungswall wegen der frischen Luft, verkehrt Ihr, und wegen der Bewegung. Denn in meinem Alter, hat der Herr Doktor Zimmermann gesagt, da seht sich zu leicht auf und wird inorpeilig. — ja — und wat ich noch sagen wollt' — ja richtig, auf dem Spaziergang, da muß ich dann an dem Pulverschuppen vorbei. Und jedes Mal ruft dann der Posten: „be Piep fort!“ Und wenn ich se dann in die Rostschiff steh, dann ist sie hinter dem Schuppen jedesmal ausgegangen, weil ich ja doch nur ganz langsam Schrittchen für Schrittchen voranform! Und in dem Wind da oben, krieg' ich sie nit mehr an. Ja, und wat ich nun sagen wollt', Herr König, wenn Ihr nur so gut sein wollt und wenn et nit zu viel verlangt ist, dann seid doch so gnädig und befehlt dem Soldat der da Posten steht, dat er mich weiterrausen läßt. Ich lawier' Euch, Herr König, ich mach' et ganz vorsichtig, nur soviel, daß die Piep nit ausgeht. Ich halt' die Hand darüber, dat kein Fäntchen herausfliegt.“

Der König hatte ihm erkannt und lächelnd zugehört.

„Das also ist Euer einziger Wunsch?“

„Jawohl, Herr König, wenn ich so frei sein darf.“

Der König unterdrückte sein Lächeln, und auch sein Gefolge blieb ernst, gerührt von der kindlichen Bescheidenheit des Alten.

Der König reichte ihm die Hand.

„Euer Wunsch wird erfüllt. Den nötigen Tabak schenke ich Euch auf Lebenszeit. Raucht ihn in Gesundheit.“

Seit diesem Tage konnte der alte Gompertz ungehindert mit der brennenden Pfeife am Pulverschuppen vorbeischlurfen. Er hat den königlichen Tabak noch zwei Jahre lang geraucht. Dann fiel aus seinen erstarren Lippen die letzte Pfeife und zerbrach.

Abgeblüht, Herr (auf der Straße zu einer Pianistin, die eben in einem Konzert mitgewirkt hat): „Erlauben Sie, mein Fräulein, daß ich Sie begleite?“ — „Dante, ich bin Solistin.“ — (Humorist.)

In der Schule. Lehrer: „Also die Störche legen Eier. Und was wird daraus?“ — Schüler: „Kleine Mädchen.“ — (Haag'sche Courant.)



Ob fester oder loser Puder — was Sie auch wählen, jeder **„4711“** Puder bietet besondere Feinheit, vorbildliche Güte und Reinheit.







# Badische Chronik

Samstag, den 19. November 1932.

Badischen Presse

48. Jahrgang.

Nr. 543.

## Gescheiterte Konkordate?

Von

Dr. Ing. Max Schmechel-Mannheim.

Wir legen mit diesem Aufsatz die Veröffentlichung von Aufschritten zur Konkordatsfrage fort. Nachdem wir kürzlich einen mittelparteilichen Vorschlag abgelehnt zu Worte kommen ließen, begründet in den nachstehenden Ausführungen der frühere Reichsstaatssekretär, Dr. Schmechel den ablehnenden Standpunkt des Evangelischen Volksdienstes. Die Schriftleitung.

Daß die öffentliche Meinung in Baden durch die Konkordatspläne in ungewöhnlichem Maße aufgereizt ist, hat seinen besonderen Grund. Die Konkordatsfrage liegt seit langem in der Luft, und trotz der vielen Proteste hat mancher sich mit den Konkordaten schon als einer vollendeten Tatsache abgefunden. Daß die Konkordate nun womöglich vor ihrem Scheitern stehen, noch dazu unter besonderen politischen Umständen, muß Aufsehen machen.

Innerhalb der Sozialdemokratie, dem badischen Koalitionspartner des Zentrums, hat der Widerstand gegen die Konkordatspläne die SPD-Fraktion zur Einberufung eines außerordentlichen Parteitag geführt. Die SPD hat zwar voller Sohn den Konkordatswiderstand bei der Sozialdemokratie als reines Theater bezeichnet, es erscheint aber durchaus möglich, wenn nicht sogar wahrscheinlich, daß die Sozialdemokratie weiß, was sie tut, wenn sie auf dem Parteitag das Konkordat und damit die Koalition mit dem Zentrum zu Fall bringt. Das wäre eine Sensation, aber für den tiefer blickenden politischen Beobachter nicht einmal eine Ueberraschung.

Die Stellungnahme des Evangelischen Volksdienstes gegen das katholische Konkordat und den evangelischen Staatsvertrag mag ebenfalls für manchen, der die Vorgeschichte dieser Haltung nicht kennt, überraschend gekommen sein. Als der Volksdienst vor Jahresfrist jenen vielbesprochenen Antrag stellte, der bei den schon damals erwarteten Konkordatsabstimmungen ausdrücklich die grundsätzliche Parität forderte, war dieser Ruf nach Gleichwertigkeit der Verträge das Gebot der Stunde. Das unter den Augen des SPD-Ministers Kemmele eingeleitete Konkordat der rot-schwarzen Mehrheit schien gesichert denn je. Es war mehr als richtig, die damalige Abwehr des schwarz-roten Diktates irgendwie als Konkordatsfeindlichkeit des Volksdienstes zu Gunsten des Zentrums auszugeben. Dem zur Abwehr bereiten evangelischen Volksdienstes will, der die Gleichwertigkeit der Konkordate forderte, hat sich das Zentrum zweifellos nicht ganz entziehen können. Wenn beide Konkordate heute manchem annehmbarer erscheinen, dann mag das damit zusammenhängen, daß das Zentrum dem evangelischen Volksteil inzwischen etwas mehr Rechnung getragen hat.

Seitdem hat sich die politische Lage sehr gewandelt. Selbst wenn die SPD ihre alte Konkordatsfeindlichkeit heute noch fortsetzen wollte, so könnte sie es kaum noch. Ein Konkordat auf den Krüden der Sozialdemokratie war vielleicht vor einem Jahr noch ein wohlgezierter Springbrunnen. Heute ist er ein hinterer Krüppel. Hat das Zentrum, das doch sonst so gut voraussagen konnte, sich hier getäuscht, oder erschöpft es statt von der Sozialdemokratie Hilfe von anderer Seite?

Mit wem will das Zentrum, wenn sich die Sozialdemokratie auf Grund des Offenburger Parteitag versagt, das Konkordat schwarz-roter Koalitionsheute annehmen? Die Volkspartei, gewiß nicht wertlos als fünftes Rad am Koalitionswagen von Sozialdemokratie und Zentrum, kann einen einpünktigen Karren des Zentrums wohl kaum für eine längere Reise strotzen. Die SPD will sich bereits gegen das, wie sie sagt, „unter bejammerten Umständen zustande gekommene Konkordat“ erklärt. Sie wird dieses Konkordat mitin auch durch Enthaltung, falls ihr eine solche von ihrem kirchlichen Abenteurer in der evangelischen Landeskonferenz nahegelegt werden sollte, nicht mehr aus der Taufe heben können, wenn sie sich den Vorwurf des Unfalles nicht zuziehen will. Die Demokraten waren immer Konkordatsgegner. Die Deutschen nationalen haben durch ihren alten Führer D. Mayer so oft ihre Antipathie gegen Konkordate zum Ausdruck gebracht, daß sie nicht einmal für die Preis eines gleichwertigen evangelischen Konkordates zu dafür stimmenden lauten Freunden oder sich enthaltenden leise Begünstigern werden könnten, ohne sich in ein schiefes Licht zu bringen — wieviel weniger für den Preis eines ungleichwertigen! Soll etwa das Konkordat ausgerechnet von der Wirtschaftspartei durchgebracht werden? Sie wird unmöglich eine Wiederbelebung ihrer Lebensgeister dadurch verprechen.

Daß der Volksdienst mit seiner Ablehnung zwangsläufig auf der Linie eines Eintretens für einen auch politisch bewirkten Protestantismus bleibt, ist klar. Die Tatsache, daß die evangelische Kirchenregierung den Abschluß des evangelischen Staatsvertrages nicht ohne Bedenken empfohlen hat, konnte dem Volksdienst seine eigene Entscheidung gewiß nicht erschweren. Er ist zwar eine evangelische politische Partei mit dem Ziel der Stärkung des evangelischen Einflusses, aber keine Kirchenpartei schlechthin. Aus der dem evangelischen Staatsvertrag beigegebenen Begründung der Kirchenregierung ist nicht unbedingt zu folgern, daß die endgültige Haltung der evangelischen Landeskirche, die erst in den nächsten Tagen durch die Synode bestimmt wird, zustimmend sein wird. Welche kirchliche Gruppe wird die Verantwortung für einen Vertrag in der jetzigen kritischen politischen Lage auf sich nehmen wollen, von dem es in der offiziellen kirchlichen Verkaufsbroschüre heißt, daß die Einigung nur unter einer „schmerzlichen Erfahrung“ zustande kam und daß „diese Art der Regelung zu schweren und sehr bedauerlichen Auseinandersetzungen zwischen Kirche und Staat führen kann“? Hätte der Volksdienst schon unter anderen politischen Voraussetzungen, ganz abgesehen von seiner grundsätzlichen Stellung, niemals einen evangelischen Kirchenvertrag mit einer so wenig hoffnungsvollen evangelischen Stellungnahme der Kirchenregierung annehmen können, wie viel weniger erst jetzt, wo kein Vertrag weiß, ob dieser Vertrag mit seiner Ablehnung im Landtag nicht von vornherein östlich in der Luft hängen bleibt und dann womöglich ein Hindernis für spätere Vereinbarungen bildet.

Daß die evangelische Kirchenregierung den schwankenden politischen Boden, auf dem sie mit ihrem Kirchenvertrag trat, nicht kannte, ist wohl kaum anzunehmen. Die öffentlichen Vorträge unzeitgemäßer Konkordatspropaganda aufgeführt werden, sind wohl mehr aus dem Bemühen um eine objektive Darstellung, die daneben die verständliche Freude des Sachbearbeiters am wohlparaphierten Vertrag erkennen läßt, denn als letzte Stellungnahme der evangelischen Kirche zu verstehen.

## Murgläler Umschau /

Aus Gernsbach und Gaggenau.

Das Stadtbild von Gernsbach verschönert sich. — Zehn Jahre Stadt Gaggenau.

Die Kunstfreunde von Gernsbach und Umgebung erlebten am vergangenen Samstag eine große Freude: Der Gernsbacher Orchesterverein schloß den Reigen der diesjährigen Haydn-Ehrungen mit einem großangelegten Konzert. Sein Dirigent, Georg Martin, hatte eine Vortragsfolge aufgestellt, die einen Querschnitt aus Haydn's Schaffen bieten sollte. Das ist vollaus gelungen. Das Orchester vorweg zeigte mit der Wiedergabe der Ouvertüre zu „Isola disabitata“ und der 7. Symphonie in C großen Schweiß, einen angenehmen Klangkörper und eine offene-liegende Fähigkeit, den Meister getreu zu interpretieren. In Frau Wanda Blösch lernte man eine Pianistin von Qualität und feinem Empfinden kennen, während Konzertfänger Otto Ganfer (Gaggenau) an dem Rezitativ und der Lutas-rie aus den „Jahreszeiten“ und dem Rezitativ nebst der Urelarie aus der „Schöpfung“ erneut seine treffliche Schulung und dem ersten Willen, die Schönheit von Haydn's Oratorienmusik populär zu machen, meisterhaft darbot.

Wie alljährlich, so hielt auch in diesem Vorwinter Professor Stepanow in der Aula der Realschule eine Vortragsreihe, der diesmal an drei Abenden die Ehre des Aristoteles behandelte. Neben dem populärwissenschaftlichen Charakter der Vorträge, auf die eine weitere die Politik des Aristoteles behandelnde Reihe folgen soll, genießen die Stepanow-Vorträge noch den Vorzug, daß sie unentgeltlich gehört werden können, dank dem vorbildlichen Mäcenatentum einer einheimischen Patrizierfamilie.

Die Murgpromenade an der Ziegelbahnstraße ist zu Ende geführt, und mer heute den schmuden, breiten Bürgersteig entlang der fesselnden Murglandschaft mit dem Blick auf Altstadt, Schloß Eberstein und die Willen in und bei Scheuern wandelt, ist das erreicht über die wohlthuende Wandlung des Stadtbildes. Zwar vermisst man die alten, breitkrönigen Bäume, die der Straßenerweiterung zum Opfer fielen, aber dafür ist das Gehen umso bequemer. Mit der Behaglichkeit eines Patrizierhauses redt sich an der so vorteilhaft verbesserten Straße das Weber'sche Haus ins Himmelsschwarz, und seine breite, dreigeschossige Vorderseite spiegelt sich wohl in der Wasserfläche der vorüberfließenden Murg. Es ist davon die Rede, daß die Stadtgemeinde den Plan erwägt,

dieses Haus aus der Weber'schen Hinterlassenschaft zu erwerben und es zu einem Rathaus umzuwandeln; ohne Zweifel böte das neue Rathaus Raum genug und wäre zweckmäßiger als das alte, das bei aller Kunsthaftigkeit in dieser Hinsicht doch manches zu wünschen übrig ließ. — Auch die neue Kläranlage von Schölller und Bösch geht dem Ende ihrer Bauzeit zu. Schon heute darf man mit Genugtuung sagen, daß das Haus sowohl wie die Filterkammern, die dem Murgwasser auch den letzten Rest von Schmutz und Unklarheit nehmen werden, ohne Störung in die einzigköhne Landschaft eingefügt sind.

In aller Stille konnte Gaggenau vor wenigen Tagen die 10. Wiederkehr seiner Erhebung zur Stadt begehen. Wer sein Stadtbild zur damaligen Zeit mit dem heutigen vergleicht, wer seine Einrichtungen betrachtet, der muß einen gewaltigen Fortschritt gegen 1922 feststellen. Das Straßennetz ist ausgebaut, der Waldfriedhof krönt die grazile Kapelle, vorbildliche Sportplätze sind dem fargen Waldboden abgerungen worden, das Waldseebad bildet einen kostbaren Bestandteil der sanitären Einrichtungen, die Kneipp'sche Wasserheilanstalt einen großen Gewinn. Wie in keiner anderen Stadt, wurden an die hundert stadteigene Wohnhäuser alle der Erde gestampft, die dem sozialen Denken ihrer Verwaltung alle Ehre machen, die Wasserversorgung ist auf Jahrzehnte ausgereicht, und das Gaswerk mit seiner neuen Verteilungsanlage ist Spenderin von Licht und Kraft und Wärme für vier Talgemeinden geworden. Freilich ist das rasche Vorwärtstreiben der Stadtverwaltung durch die zwangsläufigen Hemmungen auf dem einheimischen Arbeitsmarkt seit einigen Jahren abgекhrt worden, aber erlöschende läßt es sich nicht. Uebrigens darf man mit Freude eine fühlbare Aufwärtsbewegung in beiden Werken feststellen, die teilweise zu Neueinstellungen führten; man denkt sogar an eine Wiederaufnahme der Samstagarbeit.

Mittlerweile halten in den Waldrevieren des Murgtales die Schiffe der Jäger. Ueberall finden die spärlicheren Treibjagden statt. Während die Hasen merklich abgenommen haben, ist das Hochwild stark angewachsen, auch das Schwarzwild bedarf der Dezimierung, um die Feldschäden, die in diesem Jahre ganz gewaltig zugenommen haben, zu verringern.

## Rastatter Mosaik.

Rastatt, im November.

An einem grauen, trüben Spätnachmittag hörte man über den Niederrhein zum erstenmal den rauhen hehligen Ruf der Schneegänse. Die Bauern, die eben die letzten Rüben einmieteten, sahen ein wenig Sorge und Mißtrauen in den Augenwinkeln, dem feilförmigen Zug mit seinen quarrenden wilden Kufen, die in der Ferne erklangen, nach. Wie Schatten strichen sie unter den tief hängenden Wolken dahin und keuzerten die Urmajergelände mit ihren vielen Schlapwinkeln in Schilf und Weiden an. Es wird Winter!

In diesen Tagen zwingen die abgeernteten Felder dem Menschen ein Dankeswort auf die Lippen. Dank, Freude und Hoffnung war der schöne Dreiklang des kürzlichen Erntedankfestes. Ich sah in der Frühe jenes in allen Landgemeinden sehr geachteten Festtages einen alten Bauern seine Felder abstreifen. Ganzam letzte er Schritt vor Schritt und seine Lippen bewegten sich dabei in leiser Dankflage. Lange ging er auf den Aedern umher, als müßte sich sein Geist jede Furche jedes Feldes einprägen, die jahreszeitlang aus seiner Hand das Samenorn empfangen. Denn er war alt und mit dem Gedanken sicherlich schon sehr vertraut, daß in einem Frühjahr ein anderer, vielleicht sein Sohn, die Felder wieder bestellen wird. Wir haben Anlaß genug, dankbar zu empfinden, daß uns ein gutes Geschick vor Miskerte bewahrt und damit die Not unseres Volkes nicht noch vergrößerte. Es ist nicht nur am Bauern, zu danken. Sein Schweiß häftet an den Kartoffeln, dem Getreide und den Früchten, die in die geöffneten Hände der Armen in den Städten gelegt werden. Die langen grauen Schlangen vor den Unterstützungsstellen wurden und werden hier immer länger. ... Klein, es liegt gewiß nicht allein beim Bauern, den Geist der Dankbarkeit zu pflegen. So hat das Erntedankfest auch hier seinen tiefen Sinn gehabt und die letzten Unterstützungsmaßnahmen der Stadtverwaltung waren Anlaß, ihn zum Ausdruck kommen zu lassen.

Zu der vorbildlichen Organisation des einheimischen Winterhilfswertes tritt, wie wir froh berichten können, auch ein vorbild-

licher Eifer der praktischen Verwirklichung. Außer den Hausammlungen wurde unter dem Protektorat des Oberbürgermeisters Kerner eine Winterhilfe-Lotterie des Rastatter Einzelhandels in die Wege geleitet, die innerhalb der Bevölkerung großen Anklang findet und aufs neue den Helferwillen aller maßgebenden und mitarbeitenden Stellen dokumentiert. Auch die Aktivität der Vereine und Verbände, die sich mit ihren Veranaltungen in den Dienst dieser Sache stellten, ist sehr anzuerkennen. Der Jungdeutsche Orden veranstaltete im Auftrage der Reichsvereinigung eben. Kriegsgefangenen einen Vortragsabend mit Paoli Schwarz und seinem aufsehenerregenden Schicksal als Mittelpunkt, dessen Ertrag der Winterhilfe zuzufloß. Und es war nicht zuletzt dieses caritative Moment, das den Abend in jeder Hinsicht erfolgreich gestaltete. Weitere Veranaltungen im Dienste der gleichen Idee sind von fast sämtlichen Vereinen für die nächsten Wintermonate geplant.

Mit einem großen Schau- und Werbeturnen traten die beiden hiesigen Turnvereine, Turnerschaft 1876 und Turnerbund, an die Defensivität, wobei letzterer zugleich sein 30jähriges Jubiläum feiern konnte. Es war eine anschauliche Demonstration des pädagogischen und volkstärkenden Wertes der Vereine, aus der sich auch ihr hoher ethischer Wert und ihre vaterländische Aufgabe in der Gegenwart für Stadt und Staat erhellen. Unter dem Motto: „Schaffen und Wirken“ vermittelten beide gut besuchte Veranaltungen einen Auschnitt ihrer turnerischen Tätigkeit, die im Laufe einiger Jahre die Vereine zu führenden gesellschaftlichen und vereinsorganisatorischen Faktoren der hiesigen Stadt machte.

Trotz der großen Anzahl der Vereinsveranstaltungen kommt das Vergnügungsprogramm keineswegs zu kurz. Die hiesige Theatergemeinde ist eifrig bemüht, ihren Mitgliedern den Genuß guten Theaters zu vermitteln und zeigte bisher das Lustspiel „Der Raub der Sabinerinnen“ und „Die Fledermaus“. Der Erfolg des ausführenden Ensembles war allerdings diesmal nicht der beste. Es ist aber natürlich nicht das Verschulden der Leitung der Theatergemeinde, daß die Operette mit solch schaupielerischem Durchschnitt, der die Erwartungen weit unterbot, besetzt war.

## Deutschlands größte Tabakbaugemeinde.

Täglich werden in Heddesheim 1000 Zentner verwogen.

N. Heddesheim, Amt Weinheim, 17. Nov. Hochbeladene Lastzüge verlassen seit Tagen das Dorf, an dessen wertvollsten landwirtschaftliche Erzeugnis, den Tabak, an die Verarbeitungsstätten zu bringen. Ueber 10 000 Zentner beträgt die Gesamtmenge. Alles dreht sich in diesen Tagen um die Tabakverwiegung, mit der am Donnerstag der Höhepunkt erreicht worden ist. Im Durchschnitt dürften rund 1000 Zentner täglich die Waage passiert haben. Auf dem Platz vor dem interessanten, alten Rathaus sammeln sich die schwerbeladenen Fuhrwerke der Landwirte, fleißige Hände laden den gebündelten Tabak ab und schaffen ihn zur Waage; von da wird er auf die bereitstehenden Lastwagen kunstvoll aufgebaut, eine Arbeit, die nur von geschulten Leuten verrichtet werden kann, denn die Bündel müssen richtig gelegt sein, damit die Ladung unterwegs nicht auseinanderfällt.

Für Heddesheim, das in diesem Jahre keinen Voranschlag aufstellen konnte und seine Finanzen gerade so zwischen Einnahmestückungen und den hohen Anforderungen der Wohlfahrtspflege durchbugiert, bedeuten die Einnahmen aus den Tabakverkäufen einen Lichtblick, um den es viele andere Gemeinden beneiden, werden

doch die Gesamteinnahmen aus dem Tabakgeschäft auf fast dreiviertel Millionen geschätzt.

## Bevölkerungsbewegung im Kreis Mosbach.

Die Bevölkerungsbewegung im Kreis Mosbach weist nach der letzten Personenstandsaufnahme im allgemeinen eine steigende Tendenz auf. Mosbach selbst hat neuerdings 4570 Einwohner, während nach dem Stande vom Jahre 1925 nur 4658 Seelen gezählt wurden. Das Städtchen Mudau, das zuletzt 1164 Einwohner hatte, hat nach der neuen Zählung um 88 Personen zugenommen. Lohrbach weist 798 Seelen auf. Das bedeutet eine Zunahme von 10 Seelen. Dagegen hat beispielsweise die Gemeinde Unter-schöffelz mit ihren 902 Bewohnern gegen 1925 um 5 Personen abgenommen. Bemerkenswert ist, daß in dem rund 2300 Einwohner zählenden Städtchen Hardheim während des verfloffenen Monats keine einzige Eintragung in die Standesbücher vorgenommen wurde. Was die Geburten anbelangt, ist dies eine Erscheinung, die seit Menschengedenken nicht mehr vorgekommen ist.

Das Ansteigen der Bevölkerungszahl hängt wohl damit zusammen, daß man sich auf der einen Seite immer mehr auf das Land zurückzieht und auf der anderen Seite die Abwanderung in die Städte aus nachfolgenden Gründen stark zurückgeht.

Schöne weiße Zähne: Chlorodont

Die Zahnpaste von höchster Qualität Sparsam im Verbrauch.















Roman von Heinz Lorenz-Lambrecht

# Die Hillmänner und ihre Mädels

weiß nicht, Dittl. Wenno ist so ein netter Mensch und man kann ihm unbedingt vertrauen. Aber ob ich ihn liebe... Sie sieht vor sich hin und sieht sich plößlich Otti an: „Aber wenn Wenno Dittl liebt und sie ihn, dann dränge ich mich nicht ein, weißt du? Gleich mal, Dittl ist so furchtbar anständig gemein, sie ist sogar durchgebrannt, und dir und Veg den Weg frei zu machen. Das ist ein gutes Beispiel für mich.“

„So, aber das ist doch etwas ganz anderes, Floz“, sagt Dittl leise. „Dittl liebt dich doch nicht, aber du...“  
„Ich liebe dich“, sagte Floz ruhig, „flügel aber etwas nachdenklich hinzu: „Gedenfalls nicht so, daß ich darüber stehen würde.“

Dittl lächelt. „Dann ist es ja gut, Floz.“  
Während des Kaffeestills, den sie im Freien einnehmen, kommen natürlich auch mal auf Dittl's Gesicht, der in den nächsten Tagen und Dittl, Wenno und Alexander müssen sich selbst Plätze kaufen, wenn sie Dittl's Mann nicht wollen, da es ihr nicht liegt, um mehr als zwei Karten zu verkaufen.

Floz sagt: „Doch du keine Angst hast, dein Vater könnte dich mal...“  
„Da hab' ich gar keine Angst, Floz. Erstens kriegt du meinen alten Herrn nicht mit allen P.S. seines Verstandes in den Knick und zweitens sieht man im Film ganz anders aus als in Wirklichkeit. Und selbst wenn er eine Aehnlichkeit feststellen sollte, so würde er doch im Leben nicht darauf kommen, daß das keine leibliche Tochter sein könnte. Vater ist ja in der Beziehung so begrifflich faßlich wie — betraube wie Wenno.“

„Dank“, bemerkte Wenno lachlich. Und dann langsam: „Es käme wohl darauf an...“  
„Worauf?“ fragt Dittl.

„Oh... nichts, ich meine nur so.“  
Sie prüft misstrauisch sein Gesicht. Es arbeiten ständige Geister darin, und sie denkt: Achtung! Wenno Spord hant auf Berrant!  
In Dittl's Blut liegen Drogen und Witten. „Hüte dich!“ sagt sie leise.

Wenno juckt die Achseln, unendlich gelangweilt und überlegen. Bei der Rückfahrt will Dittl den Platz neben Wenno einnehmen. Aber sie wehrt sich dagegen. „Kein, bitte, ich hab dich neben mich.“  
„Wann ist dir das so?“  
„Wann ist dir das so?“  
„Wann ist dir das so?“

„Wann ist dir das so?“  
„Wann ist dir das so?“  
„Wann ist dir das so?“

„Wann ist dir das so?“  
„Wann ist dir das so?“  
„Wann ist dir das so?“

„Wann ist dir das so?“  
„Wann ist dir das so?“  
„Wann ist dir das so?“

„Wann ist dir das so?“  
„Wann ist dir das so?“  
„Wann ist dir das so?“

„Wann ist dir das so?“  
„Wann ist dir das so?“  
„Wann ist dir das so?“

„Wann ist dir das so?“  
„Wann ist dir das so?“  
„Wann ist dir das so?“

„Wann ist dir das so?“  
„Wann ist dir das so?“  
„Wann ist dir das so?“

„Wann ist dir das so?“  
„Wann ist dir das so?“  
„Wann ist dir das so?“

Die störende Widerworte — einfach großartig! Wer einem das vor einem Duzenden Jagen gefügt hätte! Wunderbar! Man kann schließlich hören und sieht ihn gestikulieren, umgeben von seinen Getreuen. Man weiß, wie unheimlich hausredend die Amerikaner zu sein können, und erlebt einen erschütternden Eindruck von einem Grubenmüßiggang.

Der Hauptfilm endlich! Uraufführung! Große Kasse. Hauptdarsteller persönlich anwesend! Wo die wohl sitzen? Schade, daß es immer so schnell wieder dunkel wird. Gibt aber 'ne ganze Welle gut angelegenes Publikum da rum. Hillmann ist in der besten Stimmung, den Film aufzunehmen. Wenno flüßt Zeugnis auf dem Handrücken. Floz verflucht hinter Hillmanns Rücken nach ihm hin zu sehen. Zwei weibliche Hauptrollen, Herrin und Dienerrin. Die Dienerrin ist Dittl. Sie sieht entsetzt aus, ein Zögling des Kolobla, Pflanzen Kreis strahlt sie aus in dem schwarzen, kurzen Oberkörper, den den Kissen, feingemalten, lebendigen Kissen, dem Zandelschirmen und der Spigenzelle.

Als ihr erster Auftritt kommt, richtet sich Hillmann auf und fleißt sich das Verhalten genauer an. Dann beginnt Dittl zu reden, und Hillmann fängt wieder an zu reden. Er zwinkert mit den Augen, reißt sie sich, und dann ist die verteilte ähnelnde Person wieder abgegangen. Floz ist Hillmann seiner Seite durchaus nicht sicher, obwohl Gefühl und Stimme... ja, es könnte Dittl sein. Er liegt in seinem Sessel und adert nicht mehr auf den Inhalt des Stückes, alles in ihm ist auf das Zögling eingestrichelt. Nachdem Dittl dreimal erlischen ist, wendet er sich zögernd Wenno zu, der wie gefroren auf seinem Sessel sitzt. „Sagen Sie, Spord, wissen Sie zufällig, wo dieser Film gedreht wurde?“

Wenno hat nicht die Ahnung, jetzt noch hinter dem Rücken zu haken. „In Kobelsberg, so viel ich weiß.“

„So?“ In Berlin also... Hillmann legt sich wieder zurück. Nach Dittl's nächstem Auftritt wendet er sich abermals Wenno zu: „Sagen Sie, Spord, wissen Sie zufällig, wie diese Person heißt, die die Zofe darstellt?“

Das Wort „Person“ trifft schmerzhaft Wenno Ohr. Kein gutes Zeugnis für Hillmanns Einstellung zu der Zofe. Aber er spricht deutlich jede Silbe: „Die Manhill — steht auf dem Programm.“

Hillmann horcht dem Klang der Silben nach. Dittl Manhill — Dittl Manhill, Dittl Hillmann — Dittl Hillmann... Er legt sich und flüßt. „Setzt dich er, daß es keine Tochter ist. Kommt, und da ist in auch ihre originale Handbewegung, die sie immer hat, wenn sie in Frage kommt; etwas Wegwerfendes und hier im Film frivolo erscheinendes liegt darin. Hillmanns Gedanken beginnen zu flackern. In seiner Wirksamkeit taucht aber doch eine Ahnung auf: Wenno Spord und Floz haben ihn zu diesem Filmbezug überredet, weil sie wollten, daß Dittl misbilligte. Also wußten sie auch, daß sie in Berlin lebte. Sie wollten, daß er seine Tochter sah. Den Grund, warum sie es wollten, kennt er noch nicht. Doch hält er Wenno Spord für so ehrenhaft, als daß er es nur deswegen getan hat, um ihm seine leibliche Tochter als frivoles Zögling in einem Spielplan setzen zu lassen.

Er will gerade deswegen bei Wenno anspornen, als die Szene kommt, die ihm seine Ahnung aus dem Kopfe reißt. Die Zofe, Komplize ihrer Herrin, hat sich als Herz zu verstehen, um sich bei deren Strohüber als Diener engagieren zu lassen und auf diese Weise hinter die Geheimnisse dieses Don Juan zu kommen. Das ganze Theater ist sich darüber einig, daß Dittl diese Rolle mit unendlich viel Kapazität und Ehre darstellt. Nun aber diese Szene. Hillmanns Jammern sieht sich vollkommen wie unter dem Druck einer Kältemaschine: Don Juan atzwohnt das wahre Gesicht seines neuen Dieners und beobachtet, hinter der Tür der Dienerkammer verborgen, wie sich Dittl zurückverwandelt und brüht in dem Augenblick hervor, als sie nur mit Hemden und Strümpfen bekleidet, vor dem Spiegel steht. Man kann versichern sein, daß Joseph Hillmann höchst selten junge Damen nur mit einem Hemden bekleidet gesehen hat. Dittl jedenfalls nicht mehr seit ihrer letzten Kindertrauerzeit. Durch seinen Körper geht ein Kälte, und er macht eine angestrengte Bewegung, den Kältebrud loszumachen und die Hände vor die Augen zu bringen. Aber die Wärmung über das Ungehörliche ist so wohlkommen, daß er nicht ein Glied rühren kann.

Bei den Aufnahmen erregt die Szene Beifall. Das wohlgeleitete Geffekt, das durch den ganzen Raum läuft, trifft den Vater Joseph Hillmann wie mit tausend Nadelstichen. Ich muß fort! denkt er. Fort, ehe es wieder hell wird. Wenn mich jetzt jemand anschaute, so sähe ich ihn nieder, aber ich verhalte in den Boden.

(Fortsetzung folgt am Samstag, den 20. November 1932.)

was? Also für einen Einbrecher halten Sie mich? Nein, ich bin leider nur Wenno Spord.“

Von Floz fällt die Masse kläglich Herabhaftigkeit ab. Er löst sich und Wohlwollen überkommen ihr Gesicht. Sie verläßt ihr Lehnies Bollwerk und freit Wenno die Hand hin: „Freut mich so, Herr Spord. Dittl hat mir schon von Ihnen erzählt, daß Sie mit mir Berlin gehen wollen...“ Sie unterbricht sich, da sie Wenno's Blick bemerkt, der wohlgefallig an ihrem lustigen, nach amerikanischem Geschmack mit vielen Wändern überzogenen Morgenkleid hinabgeht, um da und dort Bruchstücke von Sekunden länger zu verweilen. Sie raßt das Spitzenmännchen zusammen. „Sie müssen nicht solche Augen machen“, sagt sie ernst, „ich bin eben erst aufgestanden.“

Wenno lacht, daß ihn das durchaus nicht löse, im Gegenteil... als das Telefon läutet. Er nimmt, als sei er bei sich, dabei den Hörer ab, und Josef Hillmann teilt ihm mit, daß sich das Schriftstück in der Tasche Wenno's Herabhaftigkeit noch gefunden habe.

Josef Hillmann legt ihm nahe die Gelegenheit zu benutzen und Floz durch Berlin zu führen. In der Sitzung, die lange dauern werde, könne er ihn entziehen. Als Wenno Floz davon Mitteilung macht, geht sie sofort, um sich anzulegen. Dabei verliert sie einen der hundert Wandel und Wenno ruft ihr nach: „Hallo, Frau Hillmann, Sie haben ein Händchen verloren.“ Und hebt es auf.

Floz lacht, daß sie ihn wegen des vertrauten Floz, das ihm in der Hof herausgerückt ist, streng an und lacht dann gnädig: „Begrüßen Sie es mit einem als Erinnerung an unsere erste Begegnung.“

„Im... nun weiß ich doch, wozu die vielen Händchen da sind.“ Wenno legt sich auf die Lehne des Sessels, der Floz vorhin als Schenke diente, und läßt das kleine Seitenhändchen eng um den Finger, während es wieder ab, hält es unter die Nase, flüßt es schließlich achlos in die Tasche. Dann fängt er an, die Anordnung auf dem Schreibtisch zu befehlen. So vergeht ihm die Zeit bis Floz sich ausgebreitet präsentiert.

„Nun?“ lachte sie. Wenno glaubt, daß ihre Lippen feucht sind und ähneln vor Erwartung und Freude.

„Ich habe mir schon überlegt, was wir tun. Wir fahren jetzt nach Tempelhof, nehmen dort eine Maschine und lassen uns über Berlin in der Luft umherverfliegen. Sie sind doch schon mal geflogen?“

Floz schämt sich etwas, daß sie noch nicht geflogen ist. Sie hätte es auch jetzt noch nicht tun dürfen, denn Floz hat es ihr ausdrücklich verboten, sie ist immerhin ein einziges Kind. Aber es wäre ihr schrecklich gemein, vor Wenno zu bestehen, daß sie unter der Stimme Dittl's flücht. Als sie schon im Auto sitzen, wagt sie eine Frage: „Ist es gefährlich?“

„Ja, so! Sie wissen ja, der eine führt die Braut heim, dem anderen fällt 'ne Dadafegel auf'n Kopf. Günstig muß man bei allem haben. Und wenn wir von da oben abtauchen, haben Sie keine Bange, es dunkel wird.“



„Sie meinen nichts mehr davon.“ Das ist ja nun gerade kein Trost, aber wenn Semmo so aufgebracht ist, wie jetzt auf einmal, dann plaudert er erst recht drauf los, ohne viel zu denken.

„Im Tempelhof kennt er alles, was man sein Gebot hat.“ Er konnte sich eine glänzende Fingerring, den Schatz dazu hat er, aber er will neben Glody sitzen und ihr Zeitungen geben. Er beschließt darauf, daß sie das alle selbst bekommen, wenn die Tempelhof der Glody hat. Semmo möchte gerne wissen, ob sie ihm böse ist. Aber Glody ist nicht böse, sie ist nur erschüttert von der Einsamkeit des Tempelhofes. Glody hat eine glänzende Fingerring, den Schatz dazu hat er, aber er will neben Glody sitzen und ihr Zeitungen geben. Er beschließt darauf, daß sie das alle selbst bekommen, wenn die Tempelhof der Glody hat.

„Dann müssen wir jetzt essen.“ bestimmt Semmo. „Gleich hier im Fliegen-Verkehr.“

„Dann müssen wir jetzt essen.“ bestimmt Semmo. „Gleich hier im Fliegen-Verkehr.“

„Dann müssen wir jetzt essen.“ bestimmt Semmo. „Gleich hier im Fliegen-Verkehr.“

„Dann müssen wir jetzt essen.“ bestimmt Semmo. „Gleich hier im Fliegen-Verkehr.“

„Dann müssen wir jetzt essen.“ bestimmt Semmo. „Gleich hier im Fliegen-Verkehr.“

„Dann müssen wir jetzt essen.“ bestimmt Semmo. „Gleich hier im Fliegen-Verkehr.“

„Dann müssen wir jetzt essen.“ bestimmt Semmo. „Gleich hier im Fliegen-Verkehr.“

„Dann müssen wir jetzt essen.“ bestimmt Semmo. „Gleich hier im Fliegen-Verkehr.“

„Dann müssen wir jetzt essen.“ bestimmt Semmo. „Gleich hier im Fliegen-Verkehr.“

„Dann müssen wir jetzt essen.“ bestimmt Semmo. „Gleich hier im Fliegen-Verkehr.“

„Dann müssen wir jetzt essen.“ bestimmt Semmo. „Gleich hier im Fliegen-Verkehr.“

„Dann müssen wir jetzt essen.“ bestimmt Semmo. „Gleich hier im Fliegen-Verkehr.“

„Dann müssen wir jetzt essen.“ bestimmt Semmo. „Gleich hier im Fliegen-Verkehr.“

„Dann müssen wir jetzt essen.“ bestimmt Semmo. „Gleich hier im Fliegen-Verkehr.“

„Dann müssen wir jetzt essen.“ bestimmt Semmo. „Gleich hier im Fliegen-Verkehr.“

„Dann müssen wir jetzt essen.“ bestimmt Semmo. „Gleich hier im Fliegen-Verkehr.“

„Dann müssen wir jetzt essen.“ bestimmt Semmo. „Gleich hier im Fliegen-Verkehr.“

„Dann müssen wir jetzt essen.“ bestimmt Semmo. „Gleich hier im Fliegen-Verkehr.“

„Dann müssen wir jetzt essen.“ bestimmt Semmo. „Gleich hier im Fliegen-Verkehr.“

„Dann müssen wir jetzt essen.“ bestimmt Semmo. „Gleich hier im Fliegen-Verkehr.“

„Dann müssen wir jetzt essen.“ bestimmt Semmo. „Gleich hier im Fliegen-Verkehr.“

„Dann müssen wir jetzt essen.“ bestimmt Semmo. „Gleich hier im Fliegen-Verkehr.“

„Dann müssen wir jetzt essen.“ bestimmt Semmo. „Gleich hier im Fliegen-Verkehr.“

„Dann müssen wir jetzt essen.“ bestimmt Semmo. „Gleich hier im Fliegen-Verkehr.“

„Dann müssen wir jetzt essen.“ bestimmt Semmo. „Gleich hier im Fliegen-Verkehr.“

„Dann müssen wir jetzt essen.“ bestimmt Semmo. „Gleich hier im Fliegen-Verkehr.“

„Dann müssen wir jetzt essen.“ bestimmt Semmo. „Gleich hier im Fliegen-Verkehr.“

„Dann müssen wir jetzt essen.“ bestimmt Semmo. „Gleich hier im Fliegen-Verkehr.“

„Dann müssen wir jetzt essen.“ bestimmt Semmo. „Gleich hier im Fliegen-Verkehr.“

„Dann müssen wir jetzt essen.“ bestimmt Semmo. „Gleich hier im Fliegen-Verkehr.“

„Dann müssen wir jetzt essen.“ bestimmt Semmo. „Gleich hier im Fliegen-Verkehr.“

„Dann müssen wir jetzt essen.“ bestimmt Semmo. „Gleich hier im Fliegen-Verkehr.“

„Dann müssen wir jetzt essen.“ bestimmt Semmo. „Gleich hier im Fliegen-Verkehr.“

„Dann müssen wir jetzt essen.“ bestimmt Semmo. „Gleich hier im Fliegen-Verkehr.“

„Dann müssen wir jetzt essen.“ bestimmt Semmo. „Gleich hier im Fliegen-Verkehr.“

„Dann müssen wir jetzt essen.“ bestimmt Semmo. „Gleich hier im Fliegen-Verkehr.“

„Dann müssen wir jetzt essen.“ bestimmt Semmo. „Gleich hier im Fliegen-Verkehr.“

„Dann müssen wir jetzt essen.“ bestimmt Semmo. „Gleich hier im Fliegen-Verkehr.“

„Dann müssen wir jetzt essen.“ bestimmt Semmo. „Gleich hier im Fliegen-Verkehr.“

„Dann müssen wir jetzt essen.“ bestimmt Semmo. „Gleich hier im Fliegen-Verkehr.“

„Dann müssen wir jetzt essen.“ bestimmt Semmo. „Gleich hier im Fliegen-Verkehr.“

„Dann müssen wir jetzt essen.“ bestimmt Semmo. „Gleich hier im Fliegen-Verkehr.“

„Dann müssen wir jetzt essen.“ bestimmt Semmo. „Gleich hier im Fliegen-Verkehr.“

„Dann müssen wir jetzt essen.“ bestimmt Semmo. „Gleich hier im Fliegen-Verkehr.“

„Dann müssen wir jetzt essen.“ bestimmt Semmo. „Gleich hier im Fliegen-Verkehr.“

„Dann müssen wir jetzt essen.“ bestimmt Semmo. „Gleich hier im Fliegen-Verkehr.“

„Dann müssen wir jetzt essen.“ bestimmt Semmo. „Gleich hier im Fliegen-Verkehr.“

„Dann müssen wir jetzt essen.“ bestimmt Semmo. „Gleich hier im Fliegen-Verkehr.“

„Dann müssen wir jetzt essen.“ bestimmt Semmo. „Gleich hier im Fliegen-Verkehr.“

„Dann müssen wir jetzt essen.“ bestimmt Semmo. „Gleich hier im Fliegen-Verkehr.“

„Dann müssen wir jetzt essen.“ bestimmt Semmo. „Gleich hier im Fliegen-Verkehr.“



# Der Mann, der seine Heimat vergaß

Roman von Wilhelm Schwab

Donaweg fuhr fort. „Und Sie tanzten... Zu Ihrer Ehre nehme ich an, daß Sie nichts wußten. Er lauerte mit auf. Aber ich sprang auf ihn zu und kam ihm zuvor. Das lernt man da unten. Sogar, Mademoiselle, ich durchschaue Sie. Es ist ja so einfach. Zunächst stellen Sie mir eine Falle. Ihr Freund schickte Sie auf mich los. Ein hübscher Plan. Schon wie Sie meine Bekanntschaft suchte, war raffiniert genug. Dann erregten Sie in der Wüste der Fiktion mit mir das Nachsehen. Zum Schluß aber fehlte Ihnen der Mut... mich zu erschlagen. Das ist die Wahrheit. Aber jetzt kommt der Tag. Maneneje ist ein wundervoller kleiner Ort, hoch über der Elbe. Wir gehen an den Strand. Und später freilich sind wir in einem der Fischerlöcher.“

Sie ließ die Hände sinken und er sah Tränen in ihren Augen. Mit einem Ruck beugte sie sich über den Arm und versuchte den Verband zu lösen. Er wehrte sich und schob sie zurück. Da fiel sie von neuem in die Erde, und schloß die Augen.

Der Wagen näherte sich den ersten Häusern von Maneneje. Unten in der Tiefe schimmerte der breite Strom. Der Chauffeur hielt. „Weiter“, sagte Donaweg, „bis die Straße nach unten abbiegt.“

Jetzt beugte sich Lydia vor und starrte auf das graublühende Band der Elbe. Nach wenigen Minuten fuhr der Wagen. Donaweg beugte sich und nahm er ihren Arm. So stiegen sie die vielen Stiebtreppe hinab, an strohgedeckten Fischerhütten vorbei, hinunter zum Strom.

An den Büschen wurde es lebendig. Eine Amsel sang ihr zögerliches Morgenlied. Menschen waren nicht zu sehen. Es war kurz nach vier.

Im Sand breitete er seinen biden blauen Janter aus. Sie setzte sich. Bählich schlug sie die Hände vor das Gesicht und schüttelte sich im Weinen. Er starrte finster auf den Strom. Ihr Weinen griff ihm ans Herz. Sie war ein gequälter, hilfloser Mensch. Nicht leicht liebte sie ihn. Ich bin so glücklich, hatte sie ihm gesagt, als er mit ihr tanzte. Er aber hatte ihr eine raue Antwort gegeben. Es war die Brutalität des Lebens, das er fünfzehn Jahre lang geführt hatte und das er nicht abwerfen konnte.

Da legte er seinen Arm um sie. Sie war ein weinendes Kind. Aber der Strom geht über den Himmel blaugraue Rote. Der Sonnendall hob sich über den Horizont: eine glühende Scheibe.

„Nicht weinen, Lydia. Sagen Sie mir, was Sie bedrückt. Und ich werde Ihnen helfen. Ja, ich werde Ihnen bestimmt helfen. Sie müssen mir vertrauen.“

Sie befreite sich und trocknete ihre Tränen. Dann blickte sie ihm in die Augen.

Dieser Blick erschütterte ihn. Er sah, wie echt ihr Gefühl war. „Lydia, wußten Sie, daß man mich heute nacht überfallen würde?“

„Nein, ich wußte es nicht.“

„Gut. Erzählen Sie mir alles, die volle Wahrheit. Denken Sie an mich Verzeihen!“

Sie starrte in den roten Strom. Dann begann sie: „Ich sah Sie zum ersten Mal in Hannover.“

„Sagen Sie mir?“

„Ja, wir hatten Sie aufgeschört.“

„Wer ist das?“

„Ich kann Ihnen die Namen nicht sagen.“

Sie blickte an ihm vorbei.

„Oh, die Namen müssen Sie mir sagen.“

„Ich kann... kann es nicht... noch nicht.“

„Warum nicht?“

„Sie lieben mich nicht. Ich bin Ihnen ganz gleichgültig.“

„Lydia... bitte, erzählen Sie weiter. Nennen Sie keine Namen.“

Sie atmete tief auf. „Dann kam Hamburg. Man gab mir den Auftrag. Sie wissen alles. Als ich zurückkam, erfand ich Lügen.“

„Hm. Ihr seid zu viere?“

„Nein, da ist der Amerikaner. — Und der andere.“

„So... der andere. Erzählen Sie weiter Lydia.“

„Wir erfuhr, daß Sie diese Viltengedächte ausgegeben hatten, und suchten Sie. Sie glaubten, daß Sie sich einen anderen Namen zulegen würden, und setzten sich mit einem Manne in Verbindung, einem Fälscher.“

„Mit Sawast?“

„Ja, so hieß der Mann. Ich hoffte, daß man Sie nicht finden würde. Gestern abend ging ich nun mit Willcoz...“

„Ah, endlich nennen Sie einen Namen. Willcoz ist der Amerikaner?“

„Ja... aber Willcoz ist nicht wichtig.“

„Ich verstehe. Wertwürdigerweise habe ich den Namen aber schon gehört.“

Sie sagte: „Was wissen Sie von Willcoz?“

„Man hat häufig im Hauptquartier der Kurden von Willcoz gesprochen. Er ist einer jener Abenteuer, die Berlin unglücklich machen, einer der Kapha-Leute, von denen es in Teheran wimmelt.“

Sie starrte in den Sand und antwortete nicht.

„Sie sind Russin, Lydia? Ich wiederhole meine Frage.“

„Ja, ich bin Russin.“

„Und lebten bisher in Teheran.“

„Ja, ich lebte die letzten Jahre in Teheran.“

Zum ersten Male war Leidenschaft in ihrer Stimme. „Ich bin Emigrantin, ich habe kein Vaterland, das müssen Sie bedenken, wenn Sie mich verurteilen. Ich habe Entschlossenheit durchgemacht. Mein Vater ist erschossen worden, gleich nach dem Kriege. Meine Mutter starb aus Gram. Das müssen Sie sich vor Augen halten. Ich bin gehetzt worden, ich getrie in diese Kreise. Aber Willcoz ist nicht mein Geliebter, das dürfen Sie nicht glauben.“

„Ich glaube es Ihnen. Der Mann hat keine Seele.“

„Nein. Ich danke Ihnen...“

„Aber der andere ist Ihr Freund. Jener, der auf mich geschossen hat. Sie wollen ihn nicht preisgeben, Lydia?“

Nach einer kurzen Pause. „Nein... ich kann es nicht... noch kann ich es nicht...“

Er verstand sie. Sie forderte seine Liebe. Wie blind starrte sie ins Licht. Ihr Mund zuckte.

Aber diese Liebe war nicht in ihm. Er konnte nicht heucheln. „Und wie verlief diese Nacht? Sie wollten mir erzählen.“

„Willcoz ging mit mir in die Bar, um mit mir zu tanzen. Man traute mir nicht mehr über den Weg, leit ich damals verjagt hatte. Er trennte sich von uns. Ich wußte, daß er zu dem Fälscher gehen wollte. Dort muß er mit Ihnen zusammengetroffen sein.“

„Ich verstehe. Ich danke Ihnen, Lydia.“

Da schmeckte sie mit einem Ruck hoch und stand vor ihm. Auch er erhob sich.

Sie war schön, sie fand im jungen Licht des Tages, ein Mädchen voller Rätsel und dunkler Geheimnisse. Und diese Geheimnisse würde sie preisgeben, dachte Donaweg, falls sie jetzt an mich ziehen würde. Ich würde in Ihren Küssen vergehen.

Er kämpfte einen schweren Kampf.

Bählich sah er wie eine Vision den Kopf eines alten Kurden, ein wildes entschlossenes Gesicht mit blühenden blauen Augen: den Kopf des Häuptlings Suamit.

Nein, er konnte sich nicht in die Hand dieser Frau geben. Stumm gingen sie beide durch den Sand zur Treppe, die zur Promenade führte. Ein alter Fischer kam ihnen entgegen und grüßte freundlich. Er blickte diesem ungleichen Paar nach. Ein Janmaat... und eine elegante Frau... und das um vier Uhr am frühen Morgen. Seltsam...

Als sie nebeneinander eine feste, gewundene, von der Witterung ausgewaschene Steintreppe emporstiegen, lag sie plötzlich an seinem Hals und bedeckte seinen Mund mit heißen Küssen. Sie sammelte russische Worte, die er nicht verstand.

Dann riß sie sich los, sprang schnell die Stufen vor ihm hoch und verschwand hinter einer Biegung.

Er blieb zurück, betäubt und in grenzenloser Verwirrung. Er konnte sich in diesem Augenblick nicht entscheiden, ihr zu folgen. Minutenlang stand er an der gleichen Stelle und starrte nach unten.

Der Strom wälzte seine Fluten im gleißenden Morgenlicht.

### 13. Kapitel

Seit Stunden wartete Donaweg auf Lydia. Durch ein Telegamm hatte sich der Freund für achtzehn Uhr angelegt. Jetzt war es einundzwanzig.

Ein warmer, dunkler Sommerabend. Donaweg lag auf der Ottomane. Die Gaslaternen, von der Straße her, warf einen grünen Schein auf die Wand des Zimmers. Es war günstig, daß dieses kleine Zimmer im Hochparterre lag. Ein Sprung und er stand draußen auf der Straße. Mutter Uhr war das Ideal einer Wirtin, lieb und immer darauf bedacht, die Wünsche ihres Gastes zu erfüllen.

(Fortsetzung folgt.)

**Union-Schnellwaage**  
Kauf oder reparieren lassen, wenden Sie sich zuerst an unser Verkaufsbüro und autorisiertes Schnellwaagenreparaturwerkstätte mit Ersatzteil-Lager

**Schafter & Co., Freiburg.**

**Küche**  
natur lasiert  
Büfett  
Credenz  
Fisch u. Stühle  
85.-

Die Platten sind mit Linoleum belegt. Die Küche haben wir von einem Kunden in Zahlung genommen und ist noch nicht in Benutzung gewesen, also ein wirklich günstiger

**Belagenehkauf**  
**Möbel-Karrer**  
19 Philippstraße 19  
Straßen-Linie 1 u. 2

Für die Puppe eine echte Haarperücke von 1.50 Mark an

**Puppenklinik Frida Schmidt**  
Kaiserstraße 207.

**Piano**  
gut erb., nhd., pol., schön, Ton, zu versch., Kaiserstraße 30, 1 Tr.

**Schreibmaschine**  
bügeln zu verkaufen, Angebote unter 12875 an die Bad. Presse.

**Tiermarkt**  
**Riesenschwauzer**  
oder Doherrmann, nicht unter 1 Jahr, gesucht. Nur prima Tier, 200 Pfund und schwer. Angebote unter 12284 an die Bad. Presse.

**Photo-Atelier LENY**  
Sonnags geöffnet von 11-4 Uhr  
Aufnahmen bei jeder Witterung  
Kaisersr. 243

Umfeldgeschäft  
**1000 kg beiles Auto-Oel** (Winterqualität)  
amerikan. Konvention, hoher Flammpunkt, ein Bloc oder in größeren Partien sehr preiswert zu verkaufen. Angebote von ernstl. Maklern unter Nr. 12885 an die Badische Presse.

**Perser-Tepiche**  
Um sehr dringenden Beschaffungsanfragen nachzukommen, ist Perser-Tepiche ausgenommen, echte Perser-Tepiche ausschließlich zu jedem annehmbaren Preis zu verkaufen. Versäume niemand diese nie wiederkehrende Gelegenheit! Ankauf franko auch nachwärts. Anfragen unter 12284 an die Bad. Presse.

**Ralch verkauft**  
ist jeder Gegenstand, den Sie, weil entbehrlich, gern abstoßen möchten durch eine kl. Anzeige in der Badischen Presse

**Zu jeder Zeit,**  
auf dem Tische und in der Küche, Resi, Susi oder Leni, die berühmten bayerischen Margarine-Marken. Sommer und Winter sind sie gleichgut.

dafür bürgen schon die reinen Fette, die in ihnen enthalten sind und die Sie vielleicht schon lange in der Küche verwenden.

Aus Brot, zum Braten und Backen tut diese berühmte bayerische Margarine-Auswahl für jeden Geldbeutel die besten Dienste und, was heute besonders wichtig ist: Sie bringen für wenig Geld eine hochwertige Nahrung auf den Tisch. In halben Pfundpaketen kostet Resi 40, Susi 36 und Leni 32 Pfennige. Bitte, versuchen Sie!

Zu jedem Pfund das neue Resi-Buch.  
V.M.W. Nürnberg

**Resi Susi Leni**

**Verschiedenes**  
Nur 297.- Mk. Speisezimmer  
1 eich. Büfett 120.-  
1 eich. Kredenz 80.-  
1 eich. Stuhl 52.-  
1 Ausziehstuhl 45.-

**Plakate**  
in erstklassiger Ausführung, äußerst preiswert

**F. Thiergarten**  
Wohn- u. Landhäuser  
Karlstraße 13.  
Kaiserstr. 148  
Wendelstr. 10  
Kaiserstr. 148  
Wendelstr. 10

**Radio**  
Radio  
Radio  
Radio  
Radio

**Radio**  
Radio  
Radio  
Radio  
Radio

**Warenhäuser**  
Warenhäuser  
Warenhäuser  
Warenhäuser  
Warenhäuser

**Gottesdienstordnung v. 20. Nov.**  
Evangelische Landeskirche

**Evangelische Landeskirche**  
Sonntag, den 20. November 1932.  
8 Uhr: Predigt. 10 Uhr: Predigt. 12 Uhr: Predigt. 14 Uhr: Predigt. 16 Uhr: Predigt. 18 Uhr: Predigt. 20 Uhr: Predigt.

**Katholische Landeskirche**  
Sonntag, den 20. November 1932.  
8 Uhr: Messe. 10 Uhr: Messe. 12 Uhr: Messe. 14 Uhr: Messe. 16 Uhr: Messe. 18 Uhr: Messe. 20 Uhr: Messe.



